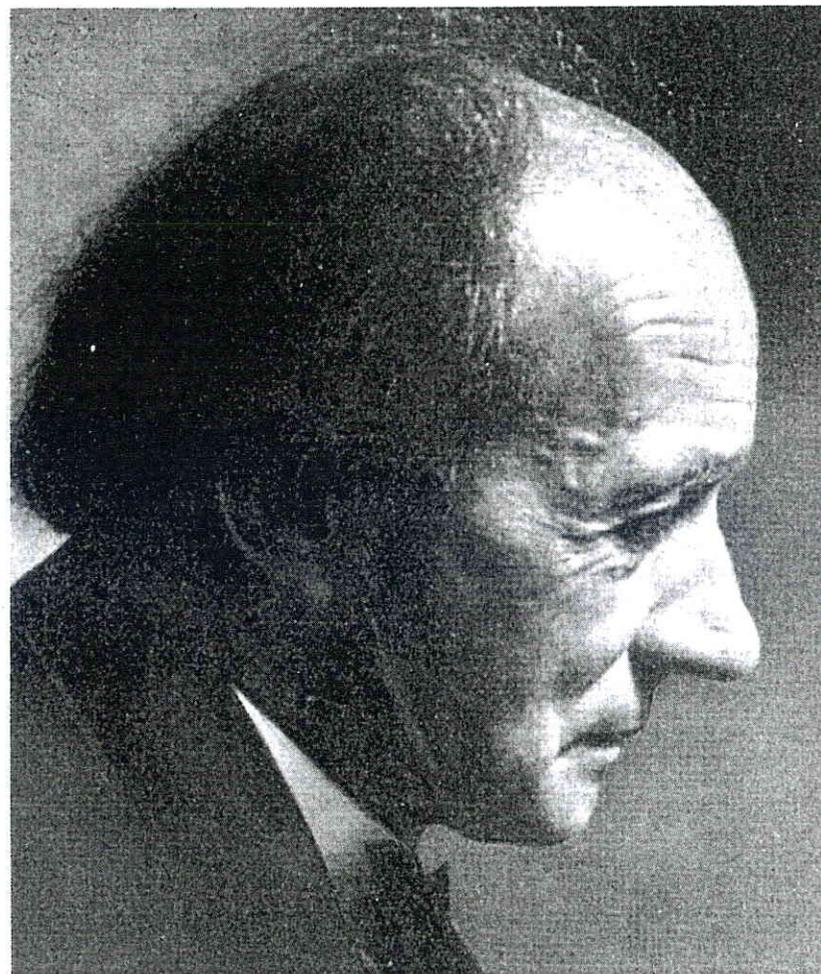


DER DIE HERZEN BEWEGT



ERNST WIECHERT

DER DIE HERZEN BEWEGT

ERNST WIECHERT

Dichter und Zeitzeuge aus Ostpreußen

von
Hans-Martin Pleßke

2003

Zitiert wird aus Ernst Wiechert, Sämtliche Werke in zehn Bänden,
Verlag Kurt Desch, München, 1957.
Angabe werden Band und Seitenzahl = (SW 9, 23)

INHALT

ERNST WIECHERT UND DIE „MACHT DES WORTES“	6
DAS LEBEN – STATIONEN EINES WEGES	8
Forsthaus Kleinort (1887-1898)	9
Königsberg Pr. (1898-1914)	11
Der Erste Weltkrieg (1914-1918)	14
Zurück in Königsberg Pr. (1919-1930)	15
Berlin (1930-1933)	20
Ambach und Wolfratshausen (1933-1938)	22
Die Haftzeit (6. Mai – 30. August 1938)	25
Zurück in Wolfratshausen (1938-1948)	26
Ausklang in der Schweiz (1948-1950)	30
DAS WERK – EINBLICK IN DAS SCHAFFEN	32
Der Erzähler	33
Der Dramatiker	44
Der Lyriker	48
Der Zeitkritiker und Essayist	53
BEWAHRER DER EWIGEN DINGE	57
Anmerkungen	61
Literaturhinweise	63
Bildnachweis	64

© 2003 by Hans-Martin Pleßke
Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen
Abteilung Kultur, Parkallee 86
20144 Hamburg
www.LM-Ostpreussen.de
Druck: Rautenberg Druck GmbH, Leer

ERNST WIECHERT UND DIE „MACHT DES WORTES“

Der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert hat zwischen 1920 und 1950 das literarische Leben in Deutschland und den angrenzenden Ländern mitbestimmt. Seine Bücher sind nicht von der Art, daß man sie rasch liest, wieder fortlegt und vergißt. Dem suchenden Leser erschließt sich bei Wiechert eine ganze Welt – wenn auch keine heile Welt! Dieser Dichter wurde Unzähligen ein Freund und Weggefährte. Um das Werk Wiecherts scharte sich zu dessen Lebzeiten eine Lesergemeinde, die sein Wort wie eine Offenbarung hinnahm. Junge Menschen erlagen dem Zauber der Wiechertschen Diktion, „und viele Frauen haben geglaubt, in meinen Büchern Erlösung zu finden“ (SW 9, 594). Der Dichter war wenig glücklich darüber, daß man ihn mit einem „priesterlichen Heiligenschein“ (SW 9, 546) versah – aber er wehrte sich nicht dagegen! Die wenigsten erkannten, welche Gefahren sich mitunter hinter Wiecherts erlebnisstarken Aussagen verbargen. Als Zeitzeuge und Mensch vertrat er stets seine eigene Weltschau. Dafür wurde er von der Kritik gelobt oder gescholten, was nicht selten mit dem Symbolgehalt der Bücher oder den politischen Gegebenheiten zusammenhing.

Ich habe mein Leben lang die Gefahren nicht verkannt, die von mir ausgingen. Von der „Macht des Wortes“, die ich besaß und die zusammen mit der leisen Traurigkeit meiner Bücher und meines Lebens ein verzauberndes Netz um viele Herzen spann, besonders aber um junge, enttäuschte und einsame Herzen. Und da diese Herzen ahnten, daß ich einer derer war, bei denen Dichtung und Leben nicht getrennt waren; keiner der Literaten, bei denen das Werk als ein willkürliches Spiel aus dem Gehirn hervorstieg, fremd ihrem Herzen, ja oft belächelt von diesem Herzen; da sie sahen, daß ich lebte, was ich schrieb, und daß ich selbst in den Zeiten der härtesten Prüfung zu dem stand, was ich geschrieben hatte: So war es vielleicht nicht verwunderlich, daß sie mir wie mit geschlossenen Augen folgten, Verzauberte, die einen Flötenruf vernahmen und niemals bedachten, ob er sie auf eine Insel der Seligen oder in den Abgrund führen würde.

Ernst Wiechert, Jahre und Zeiten (SW 9, 593)

Weil Wiechert in einer Zeit, die gültige Werte verzerrt hat, das gefährdete Menschentum verteidigte, vermochte er mit seinen Büchern Trost zu spenden. Er gehörte zu denen, die sich einmischten. Es ist falsch, davon zu sprechen, er habe sich in eine ästhetische Traumwelt zurückgezogen. Mancher vom Dichter gewiesene Weg blieb ein Ausweg – vom tätigen Leben entfernt – und endete in der Resignation. Sein Verhältnis zur Natur, sein Ringen um den Sinn des Lebens, Gottsuchertum, Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe bei Wiechert, die Ablehnung von Krieg, Gewalt und Unterdrückung sind Prämissen, die seine Dichtungen auszeichnen und noch immer lesenswert machen. In schwerer Zeit hat Wiechert mit seinen Büchern Hoffnung gegeben, wenn seine Leser durch Schicksalsschläge in Bedrängnis gerieten. Der Dichter übernahm die Rolle eines Mittlers, er wurde als ein „Zauberer“ (SW 9,595) verehrt. Das hing vermutlich auch damit zusammen, daß er sich nicht schlechthin als einen Schriftsteller betrachtete, sondern sich seines Wirkens als Dichter bewußt gewesen ist.

Es wird immer einer der entscheidenden Unterschiede sein, daß der Schriftsteller ein Sohn seiner Zeit und also ein Diener der Ratio, der Dichter aber ein Sohn der Zeitlosigkeit und also

ein Dichter des Magischen sein wird. Und auch diese beiden Bezeichnungen gehen nicht auf den Unterschied des Wertes, sondern nur auf den der Herkunft. So wird es uns nicht verwundern, daß das Element des einen die Klarheit, das des anderen das Zwielflicht ist, aus dem die rötlichen Morgen wie eine erste Schöpfung sich erheben. (...) Es mag auch dem Schriftsteller angemessen und notwendig sein, einen „glänzenden“ Stil zu schreiben, damit unter den Lichtreklamen des heutigen Menschengestes sein Werk zur Geltung komme; aber es war nicht nötig in einer Zeit, die immer noch auf die große Einfachheit des Gotteswortes lauschte. Die Bibel hat keinen „glänzenden“ Stil.

Ernst Wiechert, Jahre und Zeiten (SW 9, 773/774)

Was sich bei Wiechert im Dämmerlicht des Ungefähren vollzieht, läßt Vieldeutungen zu. Gefühlsbeladene Bilder können an Schärfe verlieren. Den Stil der Werke Wiecherts prägte die feierliche Sprache der Bibel. Des Dichters bildhafte, wohlklingende Sprache berührt den Leser, wenn er sich in die bürgerlich-konservative Welt der Gestalten in den jeweiligen Büchern versenkt. Der Sprachmelodie wohnt etwas von einem Zauberklang inne. Wiechert selbst hat sich am Gesagten berauscht und wohl mitunter ein wenig die Kontrolle über den Sinn seiner Worte verloren. Manche seiner Kritiker empfinden als Kitsch, was Wiechertleser wiederum als den Vorzug seines literarischen Schaffens anerkennen. Natürlich ist nachvollziehbar, daß unsere Gegenwart Wiecherts Sprache als veraltet einstuft. Auch werden sich Neueinsteiger in die Wiechertwelt am Gefühlsüberschwang stoßen, der trotzdem zu faszinieren vermag.

Nach Wiecherts Tod blieb seinen Romanen und Erzählungen noch längere Zeit die Resonanz beim Leser erhalten. Manche Texte fanden junge Menschen in ihren Schul-Lesebüchern und kamen so mit den von Wiechert ausgesprochenen Wahrheiten in Berührung. Dazu gehörte auch die jeder nachwachsenden Generation zu vermittelnde Maxime: „Das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben“ (SW 10, 367).

Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts veränderte sich der literarische Zeitgeschmack grundlegend. Daß ihm Wiechert nicht wie viele andere einst beliebte Autoren gänzlich zum Opfer fiel, dürfen wir verdanken: dem konstruktiven Wirken des 1988 in Braunschweig gegründeten Ernst-Wiechert-Freundeskreises und der seit 1989 existierenden Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft e.V. (IEWG) mit Mitgliedern in zehn Ländern. Zuvor hatte bereits die Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. mit ihrem „Königsberger Bürgerbrief“ eine nachhaltige Pionierarbeit geleistet.

Der Kreis derjenigen, die Ernst Wiechert noch persönlich als Verwandte und Freunde, als Lehrerkollegen oder Schüler sowie bei Dichterlesungen im In- und Ausland erlebt haben, wird immer kleiner. Mit den Nachgeborenen wächst im Computerzeitalter eine neue Leserschicht heran. Ihr gilt es verständlich zu machen, daß die Welt, in der die Wiechertschen Gestalten agieren, vor nicht allzu langer Zeit noch unsere Gegenwart war. Wer heute nach Büchern von Wilhelm Raabe oder Theodor Fontane greift, wer sich mit den Prosahelden von Hermann Hesse oder Thomas Mann beschäftigt, steht vor einem ähnlichen Problem: er muß sich in eine zunächst fremd anmutende Welt einlesen. Bei Wiechert kommt noch erschwerend hinzu: die Entfremdung von der Bibel mit ihrem Alten und Neuen Testament führt nicht selten nur deshalb zur Ablehnung der Aussagen in seinen Büchern, weil man damit nichts anzufangen weiß. Dabei war die dort zum Ausdruck kommende vielgestaltige religiöse Haltung noch vor Jahrzehnten ein Teil der Lebensgrundlage und Lebenseinstellung unserer Menschen.

Im Rückerrinnern verschwimmen leicht die Grenzen zwischen Wahrheit und Dichtung. Wer Rückschau hält, hat das schon selbst erfahren müssen. Auch Ernst Wiechert ist es so ergangen. Er hinterließ zwei autobiographische Schriften: „Wälder und Menschen“ (1936) und „Jahre und Zeiten“ (1949). Beide Bücher handeln von wichtigen Dingen im Leben dessen, der diese Erinnerungen der Nachwelt überlieferte. Da Wiechert jedoch mit seiner Lebenschronik an manchen Stellen etwas sprunghaft umgeht und Zeitangaben – warum auch immer – verschleiert, kann man sich auf diese ansonsten so nützliche biographische Quelle nicht vorbehaltlos verlassen. Das bleibt zu berücksichtigen, wenn wir uns anschließend mit den Stationen des Wiechertschen Lebensweges beschäftigen. Dessen ungeachtet spiegeln sich hier wie in einer Chronik manche politischen und kulturpolitischen Aspekte wider, so wie sie ein Zeitgenosse sah, der nicht selten durch sein Auftreten Mißverständnisse und Mißdeutungen auslöste. „Ich habe viel geirrt, aber ich habe immer die Tapferkeit gehabt, meinen Irrtum zu erkennen und die Erkenntnis auch auszusprechen. Ich bin auch schuldig geworden, aber ich bin nie mit einem billigen Wort darüber hinweggegangen“ (SW 9, 780).

Ernst Wiechert bringt den Leser mit vielen Fragen in Berührung. Nicht alle seine Antworten helfen weiter. Die Ausgabe „Sämtliche Werke in zehn Bänden“ (1957) umfaßt etwa 7500 Seiten, wozu dann noch etliche in ihr nicht enthaltene Arbeiten kommen. Es liegt ein in reichlich 35 Schaffensjahren entstandenes breites und mannigfaltiges Werk vor: Romane, Erzählungen, Novellen, Märchen, Spiele, Reden, Gedichte, Zeitbetrachtungen, Buchbesprechungen. Wir wollen Einblick in dieses umfangreiche Lebenswerk nehmen und uns vergegenwärtigen, wie ein Autor mit seinen Mitteln – dem Dichterwort – dazu beigetragen hat, Menschen zu begeistern und zu leiten. In den Jahren der Besatzungszeit erreichte Ernst Wiechert mit seinem Spätwerk nicht mehr den Anschluß der deutschen Literatur an die so genannte „Weltliteratur“, aber er hinterließ uns Bücher, die die „Literatur des Herzens“ (SW 9, 769) bereichern.

Und es ist doch das, was wir den einzigen Gewinn dieses Lebens nennen: daß wir Menschenherzen bewegt und ergriffen haben, nicht für eine flüchtige Stunde des Rausches von einem Podium aus, hinter dem die Fahnen wehten, sondern für lange, bittere Jahre des Lebens, und daß wir sie zum Guten bewegt und ergriffen haben, zur Wahrheit, zur Tapferkeit und zur Liebe. Unsere Bücher mögen vergehen und der flüchtige Kranz des sogenannten Ruhmes mag vergehen, aber dieses wollen wir in den armen und irrenden und schuldigen Händen behalten und bewahren: die Liebe, die wir nicht mit unseren Taten oder Gedanken oder Büchern gewonnen haben, sondern allein mit unserem warmen, hingebenden Herzen.

Ernst Wiechert, Jahre und Zeiten (SW 9, 645/646)

DAS LEBEN – STATIONEN EINES WEGES

Pfingsten 1931 hat Ernst Wiechert an einer Dichtertagung auf Schloß Osterstein über Gera teilgenommen. Sie war für ihn ein „unschätzbare Heilbad gegen die Illusion (...), als wären Dichter wie ihre Bücher, oder als wären sie größere Menschen als die gewöhnlichen Sterblichen“ (SW 9, 635). Wenn wir uns im folgenden mit Leben und Werk Wiecherts beschäftigen, dann wäre es

mißverständlich und falsch, wollten wir stets in des Dichters persönlicher Reaktion und der seiner literarischen Helden eine Kongruenz vermuten.

Vom Dichter und Pfarrer Albrecht Goes (1908-2000) gibt es aus den 1950er Jahren den Essay „Der gute Leser“. Goes spricht davon, der sei zwar selten – aber es gäbe ihn. Ein guter Leser sollte auch ein „unbefangener Leser“ sein. Und deshalb empfiehlt Goes: „Der unbefangene Leser muß vergessen können: vergessen, was er über die Person des Autors weiß, vergessen, was ihm von früheren Werken des Dichters, von mißglückten und vielleicht auch geglückten, gar zu gegenwärtig ist. Er muß dem Dichter die Chance geben, mit jedem neuen Werk zu sein wie einer, der ganz von vorne beginnt“.¹

Auch Wiechertleser haben diese Chance, ganz von vorn zu beginnen, wenn sie sich in das Werden und Schaffen ihres Autors versenken. Er schuf sein unverwechselbares Werk auf einem Lebensgrund, der für ihn zeitlebens mit Umwälzungen verbunden war: zwei Weltkriege, dazwischen eine Periode beständiger Unruhen. Sie hafteten der Weimarer Republik an, die eine Monarchie ablöste. Dann folgte das Gewaltregime Hitlers, und nach dessen Untergang die Not der frühen Besatzungsjahre, die Gründung von zwei Staaten auf deutschem Boden. In diesen Jahrzehnten wurde Ernst Wiechert schöpferisch wirksam, er, dessen Wurzeln im Land der dunklen Wälder mit seinen Seen und Mooren lag, wo der Fischadler seine Kreise zog und der klagende Ruf des Kranichs mit dazu gehört, weil sich die Natur ihre Ursprünglichkeit bewahrte.

Forsthaus Kleinort (1887-1898)

Ernst Wiecherts Leben begann am 18. Mai 1887 in einem Forsthaus Masurens. Kleinort – östlich von Peitschendorf im Kreis Sensburg gelegen – heißt das bescheidene Anwesen. Das Dorf bestand damals aus drei oder vier Gehöften. Es gab kaum Menschen, aber sehr viele Tiere und die unermeßlichen Wälder der Johannsburger Heide. Um das Forsthaus senkten sich Felder, die etwa 60 Morgen umfaßten. Hier wuchs der junge Ernst mit den Brüdern Walter und Paul auf. Neben den Eltern – der zu Düsternis neigenden Mutter Henriette und dem als Kgl. Förster tätigen Vater Martin Emil Wiechert – waren es Dienstmädchen, zwei Erzieherinnen und mehrere Hauslehrer, die den sich in der Einsamkeit abspielenden Alltag bestimmten.

Ich weiß, daß mein Vater ein stiller Mann ist mit mancher verschütteten Sehnsucht in seiner Brust. Daß meine Mutter eine schwermütige Frau war. Daß ich ein stilles Kind war. Ich erinnere mich meiner kleinen Oberstube im Forsthaus, mit dem grünen Kachelofen, und des Rauschens der hohen Fichten im Garten. Ich erinnere mich, daß ich stundenlang lauschte, ob meine Mutter unten weine, bevor ich einschlief. Ich erinnere mich an das Spiel der ersten Flöte und daß ich viel geweint habe. Wenn ich die Kühe hüten mußte und die Bremsen die Herde in alle Winde sprengten. Wenn das junge Geflügel sich verlaufen hatte und klagte. Als ich die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern zum ersten Male las.

Ernst Wiechert, Heimat und Herkunft (SW 10, 713)

Ernst Wiechert fühlte sich als ein Kind der Wälder geborgen, in denen er frühzeitig Einblick in das Tagewerk der Jäger, Fischer und Hirten gewann. Der Knabe atmete die heile und heilende

Welt der Natur. Ein solches Daheim in seinem ersten Lebensjahrzehnt vermittelte ihm Wertgefühle, von denen er zeitlebens zehrte. Kinderspiele im Wald und an den Seen regten die eigenen Fantasien an. Das Weihnachtsfest und das Erntefest bildeten Höhepunkte im Kreislauf des Jahres.

Wenn die Eltern zum Maskenfest fuhren, setzten sie ihren Sohn Ernst bei Tante Veronika ab. Ihr ist in „Wälder und Menschen“ ein eigenes Kapitel (SW 9, 71–78) gewidmet, das Wiechert später in seinen Dichterlesungen gern vorgetragen hat. Schon das geheimnisvolle Dasein dieser Tante übte großen Einfluß auf den Jungen aus. Er hatte stets das Gefühl, eine Märchenwelt zu erleben. Wohlvertraut mit ihrer Zither und im Gesang geübt, erschloß Tante Veronika schon sehr früh dem jungen Ernst die Zauber der Musikwelt.



Emil Wiechert mit den Söhnen Ernst (links) und Walter

der ersten Verse. Im Februar 1907 erlitt Vater Wiechert, erst ein Mittfünfziger, einen Jagdunfall. Er kam bei einer Schwarzwildjagd durch einen Knieschuß zu Schaden. Das Bein mußte amputiert werden, und damit war die Forstlaufbahn beendet. Die Familie sah sich gezwungen, die Försterei in Kleinort zu verlassen. Nun brach dem Studenten das Reich der Kindheit endgültig weg. Die Waldlandschaft behielt er so plastisch in Erinnerung, daß er später in zahlreichen Betrachtungen, Skizzen und Geleitworten, aber vor allem in seinem Prosawerk in stimmungsvoller Weise die Natur zu schildern verstand. Das Geschehen beinahe aller seiner Bücher ist in Ostpreußen angesiedelt. 1928 rezensierte Wiechert ein Masurenbuch und formulierte scherzhaft an einer Stelle: im geistigen Adreßbuch dieser Provinz stünde geschrieben „Ernst Wiechert, masurischer Waldspezialist“ (SW 10, 794).

Ernst Wiechert war erst sieben Jahre alt, als 1895 sein jüngster Bruder Paul an Scharlach starb. Dem Wunsch der Mutter, am Bett des Kranken niederzuknien und um seine Rettung zu beten, vermochte er nicht zu entsprechen. Noch ist er „ein gläubiges Kind, und kaum ein Zweifel an Gottes Wunderkraft hat noch meine Seele berührt. Aber ich kann nicht niederknien. Wenn ich allein gewesen wäre, würde ich die ganze Nacht auf den Knien liegen können, die Hände zu Gott um Hilfe erhoben. Aber nun kann ich es nicht, nicht unter Zeugen und nicht auf Befehl“ (SW 9, 48).

Der Elfjährige fühlte sich aus dem Paradies vertrieben, als er 1898 gemeinsam mit Bruder Walter zur Einweisung in die Oberrealschule nach Königsberg gebracht wurde. Fortan blieb Ernst nur noch die Möglichkeit, in den Ferienwochen nach Kleinort zu reisen. Fischfang und Jagd verband er dann mit der Niederschrift

Königsberg Pr. (1898–1914)

Wer wie Ernst Wiechert bisher in der Waldeinsamkeit aufgewachsen war, für den erwies sich schon eine ganz normale Eisenbahnfahrt in Ostpreußens Hauptstadt Königsberg als eine bewegende Aktion. Nun aber hatte er dort sieben Jahre die Königliche Oberrealschule auf der Burg zu besuchen und bei einer Pensionsmutter Quartier zu nehmen. Das war für den Heranwachsenden die endgültige Vertreibung aus dem Paradies und vertiefte die unbändige Sehnsucht nach dem heimatlichen Wald. Wiechert wurde mit wesentlichen Lebensfragen konfrontiert, verlor seine Unbefangenheit und lernte im Kreise der Lehrer und Schulkameraden Typen kennen, deren zweifelhaftes Gebaren den Gymnasiasten kritisch stimmte. Natürlich gab es auch Ausnahmen wie seinen Mitschüler Friedrich Tucholski (1887–1972), dem er sich lebenslang freundschaftlich verbunden fühlte.

Wiechert begann zu ahnen, welche Opfer die Eltern bringen mußten, damit seinem Bruder und ihm ein geregelter Schulbesuch in der Stadt überhaupt möglich war. Walters vereitelte Flucht nach Afrika beendete ganz plötzlich dessen Königsberger Schülerdasein. Ernst blieb nun allein zurück und mußte gegen das ständige Heimweh ankämpfen. Mit Besorgnis nahmen die Eltern wahr, wie sich in ihrem Jungen die Fähigkeit entwickelte, sich „einer zwar nicht immer erträumten, aber doch abwesenden Welt ganz und gar hingeben zu können“ (SW 9, 87).

Den Religionslehrer hat Wiechert gehaßt, weil es bei ihm Ohrfeigen gab, wenn man Choräle und Psalmenverse stockend aufsagte. Im Konfirmandenunterricht mußte er erfahren: „Der Pfarrer ist da, aber Gott ist fern. Wir lernen Bibelsprüche und bekommen einen dünnen Aufguß bürgerlicher Moral. Alles ist fremd, gleichgültig, unwirklich“ (SW 9, 131). Am Einsegnungstag erhielt er die obligatorische Uhr als Konfirmationsgeschenk – aber die Gläubigkeit war ihm verloren gegangen. Als er sie später wiedergewann, „war (es) eine andere, als die Kirche sie verlangte“ (SW 9, 132).

Der nun „erwachsene“ Wiechert mußte eine Zeit des jugendlichen Nihilismus durchstehen, was sich bei ihm in Grenzen hielt. Ihn erreichten die Gedanken der Wandervogelbewegung und leiteten eine Weltschmerz-Periode ein. Schauspiel-, Opern- und Konzertaufführungen, die Berührungen mit der Bildenden Kunst bereicherten seine Entwicklung.

Und wenn es auch natürlich war, daß unsre leidenschaftlichsten Disputationen sich um die Wagnerschen Musikdramen drehten, so sind doch nicht diese am tiefsten in meine Erinnerung eingepreßt, sondern diejenigen Werke, in denen das rein Musikalische sich am tiefsten mit dem verband, was mir damals wahrscheinlich als die „deutsche Seele“ vorschwebte. Und es wird wohl nicht das Waldhornmotiv allein gewesen sein, das am Beginn der Oberon-Ouvertüre mich am innigsten zu Weber hinzog, und nicht allein die Erinnerung an Tante Veronikas Gespenstergeschichten, die die Musik zu „Hans Heiling“ oder zum „Vampyr“ mit immer gleich süßem Schauer für mich erfüllte. Sondern es wird wohl so gewesen sein, daß ich hinter diesen Tönen bereits ahnte, daß die Musik mehr zu sagen vermag als jede andre Kunst, lange bevor ich von Bach oder Beethoven oder Bruckner eine Note gehört hatte.

Ernst Wiechert, Wälder und Menschen (SW 9, 150)

So wie bei seinen Mitschülern gingen an Ernst Wiechert die ersten Liebeskonflikte nicht spurlos vorüber. Wenn es für ihn um Fragen der Liebe und deren Offenbarung ging, erwies er sich

als schüchtern. Er ist ein „schwerblütiger und unbequemer Mensch“ (SW 9, 174) gewesen, dem die „Frauenherzen“ keineswegs rasch zufliegen. Sein Herkommen aus einfachem Hause hinderte ihn daran, sich neue Türen zu öffnen. „Vor allem hat mir in allen diesen Jahren das Kostbarste gefehlt, das ein werdender Mensch erfahren kann: die gütige, leitende Hand einer reifen Frau“ (SW 9, 174).

Im letzten Schuljahr formten Schopenhauer und Nietzsche die Weltanschauung Wiecherts. Nikolaus Lenau und Friedrich Heibel gehörten zu den vergötterten Lyrikern. Der Abiturient nahm mit Erschütterung Werke der Weltliteratur auf und vertiefte sich in „Die Welträtsel“ von Ernst Haeckel. Die politische Haltung entsprach der eines „glühende(n) Sozialisten“ (SW 9, 184). Er fühlte sich als Revolutionär – und setzte ab: „den lieben Gott, Christus, die Kirche, den Kaiser, den Staat, die Eltern, die Lehrer, die Frauen. Es blieb nicht viel mehr übrig als ich selbst, und die Welt war mir damals auf eine wunderbar einfache und klare Weise eingeteilt: sie bestand nämlich nur aus mir und aus Idioten“ (SW 9, 186).

Nach der Reifeprüfung 1905 wußte er: „Die erste Jugend ist zu Ende, / Das Leben beginnt“ (SW 9, 191). Die damals entstandenen „Schilf- und Vagabundenlieder“ ließen bereits etwas vom zukünftigen Weg des Studenten Wiechert ahnen. Seine innere Verfassung entsprach etwa der, die sich 1926 im Roman „Der Knecht Gottes Andreas Nyland“ so formuliert liest: „Wie traurig das alles ist, Andreas (...) Der Strom und diese weiten Wälder, unsere Arbeit und das Daheim, das Morgen und das ganze Leben, so traurig, so hoffnungslos“ (SW 2, 323).

Mit dem Sommer-Semester 1905/06 begann Ernst Wiechert an der Albertus-Universität (Albertina) sein Studium. Zunächst fühlte er sich naturwissenschaftlichen Fächern (Botanik, Zoologie, Chemie, Mineralogie) verpflichtet und belegte zusätzlich neben Philosophie auch germanistische Vorlesungen. Anfang 1906 begegnete er in Königsberg dem baltischen Baron Grotthuß, der einen Erzieher (Hofmeister) für seine drei Kinder suchte. Wiechert ließ sich für diese Aufgabe zwei Semester von der Universität beurlauben. Er ging zu Grotthuß auf dessen Gut nach Margen (knapp 15 Kilometer westlich von Königsberg), und als dies wegen Ertragsschwäche verkauft werden mußte, folgte er der Familie im Januar 1907 nach Memel.

In diesem Jahr der Hauslehrertätigkeit lernte Ernst Wiechert viele Menschen und Schicksale kennen – „jeder eine Welt für sich, reich an originaler Seltsamkeit, und alle für einen jungen Menschen wie mich ein Buch mit vielen geheimnisvollen Seiten“ (SW 9, 382). Er erfuhr im Haus Grotthuß eine tiefe Gläubigkeit, was ihn nach einer Zeit der Trennung wieder in Berührung mit der Kirche brachte. Wiechert hat sich später mit Bibelkritik, vergleichender Religionsgeschichte und Völkerkunde beschäftigt. Die Wurzeln zu alldem legten sein Aufenthalt bei Baron Grotthuß und dessen sich durch Güte auszeichnende Frau, die Wiechert demütig verehrte. Neben der Bildung des Geistes genoß der junge Hauslehrer die Atmosphäre einer menschlich fühlenden Gemeinschaft, die in ihrer Stärke durch die russische Revolution von 1905 gezeichnet blieb. Wiechert erkannte, daß es Dinge gab, die über den Horizont der eigenen kleinen Erde hinausreichten. Manches von dem, was er im Umfeld der Grotthuß-Welt aufnahm, findet sich später im Figurenensemble seiner Bücher wieder.

Das Telegramm vom Jagdunfall des Vaters führte zum plötzlichen Abschied Wiecherts von Baron Grotthuß und den Seinen, mit denen er noch viele Jahre in Verbindung blieb. Erst im November 1907 kehrte der Student nach Königsberg zurück, um dort sein Studium fortzusetzen, weil er in der Zwischenzeit einige Monate in Kleinort den Eltern bei der Wirtschaftsführung daheim beistehen mußte. Nun wandte sich Wiechert der Sprach- und Literaturwissenschaft zu und bezog auch die Geographie mit ein. Ihm gelang der Kontakt zu Gleichaltrigen und das Königsberger Kulturleben bot Anregungen in reicher Fülle.

Wiechert wußte, was die Eltern von ihm erwarteten, nachdem Bruder Walter an einer akademischen Laufbahn gescheitert war. Ob jedoch der erwählte Beruf des Erziehers das erstrebenswerte Ziel sei, bereitete dem Studenten Sorgen. War er wirklich auf dem rechten Wege? Er fühlte: „Daß da etwas anderes sein mußte als Examen und Amt und Karriere. Etwas, das aufsteigen mußte mit Flügeln, nur daß man nicht wußte, wohin es einen tragen würde“ (SW 9, 415).

Bevor Wiechert im März 1911 sein Staatsexamen ablegte, bereitete er sich ein Jahr darauf vor. Er zog aus Kostengründen wieder zu den Eltern, die nun in Peitschendorf wohnten, und richtete sich in deren Dachstube seine Studierwelt ein. Obwohl es ihm gelungen war, sich aus Armut und Enge zu erheben, blieb Wiechert ein unglücklicher und wegloser junger Mann, der von Schwermut erfüllt ständig am Sinn seines Daseins zweifelte. Auch seine Verlobung mit Meta Mittelstädt (1890-1929), einer Förstertochter aus LiBuhnen, vermochte das innere Gleichgewicht nicht herzustellen. Wiechert blieb „schwierig und problematisch (...), wie nur ein Werdender sein konnte“ (SW 9, 433).

Einem Seminarjahr am Kgl. Friedrichs-Kollegium folgte Ostern 1912 das Probejahr an der Burgschule, jener Anstalt, die er einst als Schüler besuchte. Jetzt endlich begann Wiechert das Glück eines Berufes zu fühlen, der mit Menschen zu tun hat, und er empfand dies als Gnade. Ihm ging es nicht nur um die Vermittlung von Wissen, sondern die Schüler vertrauten sich gern seiner Führung an, wenn sie zu ihm als Suchende kamen und viele Fragen stellten, die ihn vor kurzer Zeit noch selbst gequält hatten.

Die Eltern Wiecherts waren inzwischen ins Ostseebad Cranz gezogen. Dort setzte die Mutter 1912 ihrem Leben ein Ende. Sie hatte zuviel eigene Träume begraben müssen und sah in ihrem traurigen Leben keine Zukunft mehr. „Ich ging zum Pfarrer, und er verweigerte das Glockengeläut. (...) Es gehört zu den wenigen Dingen, die ich nie vergessen habe“ (SW 9, 447). Der nach Peitschendorf zurückkehrende Vater wurde fortan von Tante Veronikas Schwester betreut – 25 Jahre, bis zu seinem Tod im Januar 1937. Das Grab auf dem Alten Friedhof schmückt ein Findling, der im Jahr 2000 von der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft gestiftet wurde.

Am 2. Juli 1912 heiratete Ernst Wiechert seine Verlobte Meta. Beider Welten fügten sich in den folgenden Jahren nicht zusammen. Metas häusliche Erziehung war an Konventionen gebunden, über die sich Wiechert in seinem Freiheitsdrang bedenkenlos hinwegsetzte. Er wußte jetzt, daß er Bücher schreiben würde. Dem hatte sich neben der Berufsarbeit in der Schule alles unterzuordnen. Selbstbewußt bekannte er: „... und mein Leben ist die Dichtung“ (SW 9, 587)! Das mußte zu Verirrungen im schöpferischen Tun führen, und Wiecherts Verzweigungen fanden keine Erlösung, wenn er den Schlußpunkt hinter ein Buchmanuskript setzte.

In alle meine Bücher ist fast fünfzehn Jahre hindurch dieses Mißlingen des Lebens hineingeflossen, das zwischen den Polen sich Zerreibende, das nicht Gelöste und an keine Lösung Glaubende. Das Grelle an Zeichnung und Farbe, das Ausbrechen wollen, die Übertäubung durch Effekte, der Mangel an Maß und Harmonie, die Überladung der Sprache, der Mittel, das Gewaltsame, bis aufs Letzte Getriebene. Es waren nicht nur Kunstfehler, wie die meisten Beurteiler meinten. Es waren Lebensfehler. Und so unlöslich waren Leben und Kunst verflochten, daß das eine aus dem anderen folgen mußte.

Ernst Wiechert, Jahre und Zeiten (SW 9, 450)

Ab Schuljahr 1913/14 durfte sich Wiechert „Wissenschaftlicher Hilfslehrer“ (Studienassessor) nennen, gab 21 Wochenstunden und bezog anfangs eine Jahresvergütung von 2100 Mark.

Er wollte für sein Amt leben und das jeweilige Buch, das ihn beschäftigte. Schon für das erste wählte er einen seltsamen Titel: „Die Flucht“. Sahen so Lebensinhalt und –ziel eines Mannes aus, dessen Alter gerade das erste Vierteljahrhundert überschritten hatte? Im Sommer 1914 verbrachte er Ferientage bei seinem Vater. „Er tut, als hätte ich alle Hoffnungen erfüllt, als bliebe ihm nichts mehr zu wünschen übrig. Ein einfacher Mann, der nichts als die Bibel liest, aber welche Zartheit des Herzens hinter seiner Schweigsamkeit“ (SW 9, 455).

Und dann brach am 1. August der Krieg aus!

Der Erste Weltkrieg (1914–1918)

Ernst Wiechert hatte bisher noch nicht gedient, weil er „wegen allgemeiner Körperschwäche“ (SW 9, 440) vom Militärdienst zurückgestellt worden war. Am 14. Dezember meldete er sich als Kriegsfreiwilliger. Zehn Tage nur dauerte sein Dienst, dann entließ man ihn wieder wegen chronischer Nierentzündung für ein halbes Jahr. Nach dem Russeneinfall ergab sich eine neue Situation. Wiechert mußte sich im Frühjahr 1915 der militärischen Ausbildung stellen. Er zeigte keine hohe Begeisterung für das Vaterland, wollte aber als ein guter Soldat seine Pflicht erfüllen. In den Kapiteln 5 und 6 von „Jahre und Zeiten“ (SW 9, 455–506) schildert er anschaulich die Militärzeit der folgenden Jahre.

Der Krieg erzeugte in ihm Widerwillen. Er hatte das Gefühl, sein Leben zu vertun. Dennoch konnte er sich dem ausgeübten Zwang nicht entziehen. Was ihn am meisten innerlich verletzte, war der erbarmungslose Drill. Weihnachten 1915 erlebte Wiechert an der Ostfront. Nach einem Feuergefecht verlieh man ihm das Eiserne Kreuz II. Klasse. Im Mai 1916 erfolgte seine Abkommandierung in das Warthelager bei Posen, um an einem Offizierslehrgang teilzunehmen.

In dieser Zeit erreichten ihn im Feld die druckfrischen Exemplare seines Romans „Die Flucht“, den er mit dem Pseudonym Ernst Barany Bjell versehen hatte. Das geschilderte Schulumilieu war zu gewagt, um sich bereits jetzt als Autor zu offenbaren. Zum 1. Oktober 1916 wurde Wiechert als Oberlehrer im höheren Schuldienst Preußens fest angestellt. Er sollte eine Stelle am Gymnasium in Gumbinnen antreten, was seines Heeresdienstes wegen natürlich unmöglich war.

Zum Leutnant befördert kehrte Wiechert auf einen Truppenübungsplatz in der Nähe von Königsberg zurück. Seine Zweifel an der Ordnung dieser Welt nahmen zu. Im Grunde seines Herzens fühlte er sich als „unsoldatischer Mensch“ (SW 9, 479). Er hatte bisher erfahren müssen: es kam beim Militär weniger auf das Wissen, als auf den Charakter an. Man konnte den Krieg hassen, aber er mußte durchgestanden werden. Wiechert erkannte für sich selbst: „Aber ich war kein Soldat. Ich war Offizier aber nicht Soldat, und dieses Mißverhältnis war der eigentliche Inhalt der beiden kommenden Jahre für mich“ (SW 9, 481/482). Während seines Einsatzes in Galizien und Frankreich widmete sich Wiechert der Niederschrift von „Die blauen Schwingen“, seinem zweiten Roman. Er wurde erst 1925 in völlig überarbeiteter Fassung gedruckt.

Einen Tag nach der Geburt starb am 11. November 1917 Wiecherts einziger Sohn Ernst-Edgar. Der Vater sah das Kind nicht, und seine Frau zeigte sich fassungslos, daß ihr Mann sich dem Urlaub verweigerte. Ihm war die Heimat jetzt wie eine Fremde, nichts zog ihn zu Meta, die bei ihren Eltern im Forsthaus lebte. Der Krieg trug viel dazu bei, daß Ehen zerbrachen, „und die meinige überwand den Sprung nie mehr, den der Krieg ihr zugefügt hatte“ (SW 9, 507).

Ob als Unterrichts- und Gerichtsoffizier, als Scharfschützen- oder Gasschutzoffizier eingesetzt, – hinter jeder dieser Bezeichnungen verbarg sich der Befehl zum Töten. Wiechert bekam den langsamen Verfall der Armee mit. Zu viele „uniformierte Bürger“ (SW 9, 495) mußten die fehlenden Soldaten ersetzen. Sein erfolgreicher Einsatz bei einem Erkundungsauftrag wurde mit dem EK 1. Klasse belohnt. Nach zwei Verwundungen (Granatsplitter im Kopf und in der rechten Hand) landete er im Lazarett von Charleville. In diesen Etappenwochen wuchs seine Verachtung. Nach dem Sieg auf den Schlachtfeldern wollte Deutschland ein neues Zeitalter beginnen – dieses einstige Kriegsziel verlor in den Wochen des militärischen Niedergangs endgültig seinen Glanz.

Für Wiechert wurde die Kameradschaft der Frontsoldaten zu einer Bruderschaft des Todes. Diese Erkenntnis sollte ihn die folgenden Jahre stark beschäftigen und manche seiner Romane und Erzählungen prägen. Was ihm selbst an patriotischer Gesinnung gefehlt hatte, übertrug er auf einige Helden in den Romanen „Der Wald“ und „Der Totenwolf“. Wiechert gehörte der Generation der Frontkämpfer an. Es war deshalb für ihn eine Verpflichtung, das Schicksal seiner Kameraden zu ehren und dies im dichterischen Schaffen zum Ausdruck zu bringen.

Ich habe Jahre gebraucht, um diesen Krieg in mein Leben einzufügen. Nicht sein Erlebnis, seine Tatsache, denn diese endeten mit meiner Heimkehr. Sondern seinen Sinn. (...) Es trat die sehr seltsame Erscheinung bei mir ein, daß ich, der ich den Krieg mit einer Art von finsterner Schwermut bestanden hatte, ihn nun nachträglich mit einer Glorie zu umgeben versuchte. Daß meine beiden nächsten Bücher, „Der Wald“ und „Der Totenwolf“, das gestalteten und verherrlichten, was ich im Leben nie erreicht hatte und zu erreichen auch gar nicht willens gewesen war. Ja, wovon ich mich mit Widerwillen abgewendet haben würde.

Ernst Wiechert, Jahre und Zeiten (SW 9, 512)

Am Martinstag 1918 kehrte Ernst Wiechert zu seiner Frau und dem Vater nach Masuren zurück. Den Anfängen der Revolution war er im Frankfurter Bahnhof begegnet. Das Auftreten eines betrunkenen Matrosen formte die Revolutionsvorbehalte bei Wiechert und veranlaßte ihn zur strikten Ablehnung einer neuen Staatsform in Deutschland. Der friedvolle Waldalltag in der Heimat täuschte nicht darüber hinweg: Fortan würde das Leben der Menschen anderen Gesetzen zu gehorchen haben als bisher in einer Monarchie.

Im Februar 1919 nahm das Ehepaar Wiechert endlich wieder in der Königsberger Wohnung (Hagenstraße 21) Quartier. Schon am 13. Juli 1915 hatte Wiechert seinem Freund Friedrich Tucholski geschrieben: „Daß nach dem Kriege die schwerste Zeit für uns kommen wird, davon bin ich fest überzeugt, und ob wir sie überstehen werden, das scheint mir zum mindesten sehr zweifelhaft“².

Zurück in Königsberg Pr. (1919–1930)

Es ist dem Oberlehrer Wiechert schwer gefallen, im Berufsleben wieder an dem vor einem Jahrfünft gerissenen Faden anzuknüpfen. Schon als Hilfslehrer vertrat er die Meinung: „Die Humanitas war mir mehr als der Staat, und auf den Staat blickte ich seit langem mit einem unverhohlenen Mißtrauen“ (SW 9, 436). Für Wiechert sollte das Streben nach reiner Menschlich-

keit ein unendliches Ziel bleiben, das er in keiner noch so schwierigen Situation aus den Augen verlor.

Bevor er im April 1920 am Staatlichen Hufengymnasium als Studienrat eine Planstelle erhielt, hatte er in Lehrgängen für entlassene Soldaten und Offiziere Deutschunterricht zu erteilen. Ganz wesentlich für ihn war, daß er sich dem Einsatz in Gumbinnen entziehen konnte, weil das baulich erweiterte Hufengymnasium neue Lehrkräfte brauchte.

Es blieb Wiechert in Königsberg nun ein knappes Jahrzehnt, um als Erzieher seine anerkannte und segensreiche Arbeit zu leisten. Ehemalige Schüler (Peter Heller, Gerhard Kamin, K. W. Kapp) haben darüber berichtet.³ Unter dem Direktorat von Alfred Postelmann (1880-1945) fühlte sich Wiechert in seinem Herangehen an den Bildungsbetrieb des Schulalltags verstanden. Nach kurzer Zeit sollte sich jedoch zeigen, daß sich neben Freunden auch Gegner um ihn scharten, weil die Wertvorstellungen, die er vertrat, die bisher vorgegebene und praktizierte Enge im Denken und Handeln sprengte. Unter den Fachkollegen waren Persönlichkeiten, die Wiechert die Treue hielten, auch als er nicht mehr im Königsberger Schuldienst tätig war. Erinnert sei an Musiklehrer Hugo Hartung (1885-1963), Maler und Kunstlehrer Emil Stumpp (1886-1941) und Zeichenlehrer Ernst Georg Handschuck (1900-1942).

Wiechert lernte ganz unterschiedliche Menschen kennen und kam erneut mit den Lebensumständen des Adels in Berührung, der unter den Nachwirkungen der Revolution Opfer bringen mußte. „Und ich brauche nur an das Grafengeschlecht der Finckensteins aus dem pommerschen Alt-Döberitz zu denken, mit dem mich eine tiefe Freundschaft verbindet“ (SW 9, 532). Die Einblicke in Familienschicksale sollten zur Herausbildung künftiger Gestalten in seinen Büchern beitragen.

In den Frühwerken Wiecherts, in denen er sich vom traditionellen Christentum abgewendet hat, enden die meisten von krankhafter Leidenschaftlichkeit besessenen Helden im Nichts. Sie gehen seelisch und körperlich zugrunde. Und vor diesem Problem stand in den 1920er Jahren der junge Dichter selbst. Er hatte sich in Ansichten und Auffassungen verrannt, die in eine Isolation führen mußten. Zugleich waren sie Ausdruck seiner gescheiterten Ehe. 1923 hatte Wiechert durch die Affäre mit einer Frau zusätzlichen Unfrieden ins eigene Haus gebracht. Seine politischen Ansichten waren für einen Erzieher mehr als rebellisch.

Was Politik und Wirtschaft betrifft, so werde ich allerdings immer skeptischer. Ich habe mich längst von jeder Partei losgelöst und den Schwindel in jeder Partei erkannt. Die Zugehörigkeit zu einer Partei entwürdigt den Menschen immer. (...) Ob Republik oder Monarchie ist mir ziemlich gleichgültig, nur die Demokratie halte ich immer noch für die Grundwurzel alles Übels, sogenannte Herrschaft des Volkes, damit der Masse, damit des Unsinn. Die Aristokratie stellt für mich die einzige Rettung dar, d. h. die Herrschaft Weniger, aber der Besten, gleichviel aus welchem Stande. Ohne sittliche Erneuerung des Volkes können wir 1000 Parteien gründen, 1000 Konferenzen einberufen und werden so klug sein wie zuvor. Und an dieser sittlichen Verseuchung sind alle Schichten gleichmäßig beteiligt, weil wir eben keine führende Schicht haben, nicht einmal führende Einzelmenschen.

Ernst Wiechert, aus einem Brief vom 24. April 1922 an Friedrich Tucholski⁴

Zur Überwindung der Wiechert bewegenden Krise trug auch noch nicht der 1926 erschienene Pfarrer-Roman „Der Knecht Gottes Andreas Nyland“ bei. Es zeichnete sich hier erstmalig der Übergang zu einer neuen künstlerischen Entwicklungsetappe ab. Aber die zu einer grenzenlosen



Buchumschlag der Erstausgabe (1926)

Selbstberauschung führende Erlösung der Welt im Mitleiden hat lediglich neue Schuldverstrickungen zur Folge. Wiechert versuchte Belastendes auf Reisen (Frankreich, Schweiz, Italien) abzuschütteln und ist auch als Passagier mit dem Dreimastschoner „Eros“ nach England gesegelt. In der Erzählung „Atli der Bestmann“ hat er einige Erlebnisse aufgeschrieben. Mit seiner Schulklasse verbrachte er Ferientage auf der Kurischen Nehrung. Was er dort den ihm Anvertrauten beibrachte, widersprach durch den Charakter der Auflehnung völlig dem anezogenen militanten „Geist von Tannenberg“ (SW 9, 576). Noch hielt ein Berliner Ministerialrat aus dem Kultusministerium schützend seine Hand über Wiechert, dessen schwankender Grund immer mehr in Bewegung geriet, als der Studienrat zum Stadtgespräch in Königsberg wurde.

In einem Bruckner-Konzert, das in der Stadthalle erklang, nahmen Wiecherts Blicke eine Frau wahr, in die er sich sofort verliebte. Es handelte sich um Johanna Margarete Paula Junker (1889-1972), geborene Schlenther. Sie war mit dem Kaufmann Hans Junker (1872-1934) verheiratet, der in dieser Zeit der Königsberger Handelskompanie als Direktor vorstand. Zur Familie gehörten die schulpflichtigen Töchter Annemarie und Jutta. Meta Wiechert unternahm einen mißlingenden Selbstmordversuch. Die Schulbehörde erreichte anonyme Schreiben und Wiecherts Schüler gerieten in Aufruhr. Die beiden Liebenden waren dem ausgeliefert, was wir heute Mobbing nennen. Was sich Wiechert und seine Geliebte, die er fortan Lilje nannte, auf dem gesellschaftlichen Parkett erlaubten, widersprach allen Regeln von Sitte, Anstand und erlaubter Konvention.

Am 16. März 1929 hatte Ernst Wiechert den Abiturienten die Abschiedsrede zu halten. Er spürte damals, daß wohl auch sein Weggang aus dem Hufengymnasium bevorstand. Die damaligen Ausführungen sind ein kulturpolitischer Beitrag von aktuellem Aussagewert geblieben.

Ihr könnt der Menschen Knechte werden, aber ihr könnt auch der Knechte Menschen werden. Ihr wißt, daß es keine goldene Straße ist. (...) Meine Freunde, es ist nicht nötig, daß es mehr Geld auf der Welt gibt, mehr D-Züge, mehr Parteien, Sekten, Vereine und Weltanschauungen. Aber es ist nötig, daß es etwas weniger Tränen auf der Welt gibt, etwas weniger Unrecht, etwas weniger Gewalt, etwas weniger Qualen. Wer in diesem Jahrhundert auf die Erde tritt, hat nicht dafür zu sorgen, daß die Gemeinschaft der Satten und Zufriedenen sich vermehre, sondern daß die Gemeinschaft der Erniedrigten und Beleidigten sich vermindere. (...) Sprecht nicht von der Überfüllung der Berufe, vom Jahrhundert der Arbeitslosen. Seht unsere Schulen an, unsere Universitäten, unsere Kirchen, unsere Gerichte, unsere Zuchthäuser, unsere Fabriken. Seht unsere Liebe an, unseren Haß, unser Ideal, unser Mitleid ... Arbeitslos? Leute sind arbeitslos, niemals der Mensch.

Ernst Wiechert, Abschiedsrede an die Abiturienten (SW 10, 347)

Im Sommer 1929 verließ Wiechert die gemeinsame Wohnung. Er richtete sich in einer Mansardenstube im Villenviertel Maraunenhof ein. Schüler halfen ihm beim Umzug und wenn Peter Heller Mozarts Musik auf dem Flügel zum Klingen brachte, fühlte sich der Geächtete noch nicht völlig verloren. Da die Schulbehörde androhte, Wiechert in die Provinz zu versetzen, kündigte er zum 1. August 1929.

Der tiefe seelische Zwiespalt der Betroffenen erreichte seinen Höhepunkt, als Meta Wiechert am 25. September durch Freitod aus dem Leben schied. Sie hatte bestimmt, daß auf ihrem Grabstein stehen solle: „Alles um Liebe“. Ihr Grab befindet sich noch heute neben dem des Sohnes Ernst-Edgar am Ostufer des Kleinen Maitzsees (Waldfriedhof Pfeilswalde). Die Verbindung zwischen Ernst und Meta Wiechert umfaßte mehr als 20 Jahre. Meta war ihrem Mann eine treue und

ebenbürtige Partnerin. Das geht aus Briefen von Meta hervor, aber auch aus einem Zitat vom 5. Februar 1922, wo Wiechert an Tucholski schrieb: „Sie hat fast immer eine fast erschreckende Gesundheit und Untrüglichkeit des Urteils. Und bei meinen eigenen Werken ist sie die für mich maßgebendste Instanz.“⁵

Es bleibt deshalb unverständlich, warum Wiechert seine Frau in „Jahre und Zeiten“ (SW 9, 449/450) ausschließlich mit unfreundlichen Worten charakterisiert hat. Als Wiechert im Weltkrieg an der Front stand, verhalf Meta seinen ersten Büchern mit zum Erscheinen, indem sie Korrekturen las und mit den Verlagen verhandelte. Die Zuneigung dieser Frau dürfte für den jungen Dichter nicht ganz bedeutungslos gewesen sein.

In diesen schwierigen Monaten des Loslösen aus dem Schuldienst schrieb Wiechert unermüdlich Aufsätze und Buchbesprechungen, die er in der „Hartungschens Zeitung“, in „Westermanns Monatsheften“ und bekannten Literaturzeitschriften unterbringen konnte. Das war für ihn auch eine finanzielle Hilfe in seiner zunächst noch völlig ungeklärten Situation. Liljes Mann verweigerte die Scheidung! Wegen juristischer Versäumnisse der Behörde nahm sie Wiecherts Entlassung aus dem Schuldienst zurück und bot ihm eine neue Stelle in Berlin an. Der dem Dichter Ende 1929 verliehene „Literaturpreis der europäischen Zeitschriften“ für die Novelle „Der Hauptmann von Kapernaum“ erwies sich als ein Lichtblick und ließ Hoffnungslosigkeit und Resignation langsam abklingen.

Ernst Wiechert hat rund drei Jahrzehnte in seiner Heimat Ostpreußen gelebt.⁶ Rechnet man die Kriegsjahre mit ein, die ihn ja auch gelegentlich nach Masuren heimkehren ließen, dann handelt es sich um die Hälfte dieses Dichterlebens, in dem ihm die geliebte Region geschenkt worden ist. Für Wiecherts Schaffen sind stets die Wälder und Ströme, Moore und Wiesen, Seen und Hügel bedeutungsvoll gewesen. Bei ihm rücken nie die Kulturleistungen der östlichen Provinz in den Vordergrund seiner Darstellungen. Wer sich literarisch für das historische Ostpreußen interessiert, muß zum Werk der Zeitgenossin Agnes Miegel (1879-1964) greifen.

Als ostpreußischer Mensch vermochte Ernst Wiechert das tägliche Leben sachlich-nüchtern zu beurteilen. Doch damit ging die Eigenschaft einher, sich Träumen hinzugeben, sich in geheim-



Meta Wiechert

niserfüllte Räume einer Märchenwelt außerhalb der Wirklichkeit zu versenken. Wiechert hatte ein weiches Herz, war nachgiebig und setzte sich nur ungern mit Härte zur Wehr. Preußische Tugenden wie Pflichterfüllung, Selbstdisziplin und Verantwortungsbewußtsein waren ihm bereits mit in die Wiege gelegt worden. Berlin bedeutete für Wiechert eine Herausforderung, der er sich stellen mußte. Noch war nicht abzusehen, wie sich sein Zusammenleben mit Lilje, derzeit außerhalb der gesetzlichen Ordnung geführt, in Zukunft anlassen würde.

Berlin (1930-1933)

Die Jahre in Berlin sind für Wiechert nicht mehr als eine kurze, aber inhaltsreiche Zwischenstation gewesen. Weihnachten 1929 verbrachte er allein in seiner Wohnung in einer Villa im Grunewald (Höhmannstraße 6). Bei der Neueinrichtung half ihm Tante Mascha, eine Kusine von Hermann Hesse und Freundin seiner künftigen Frau Lilje. Am Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Berlin-Charlottenburg stand Wiechert wiederum eine Studienratstelle zur Verfügung. Die Mitglieder des Lehrerkollegiums hatten in der Mehrzahl die Weimarer Republik und brachten den völkischen Ideen der Nationalsozialisten sichtbare Sympathien entgegen. In den Klassen, in denen Wiechert zu unterrichten hatte, versuchte er, die innere Verwilderung einzudämmen. Es berührte ihn zunehmend, daß jüdische Schüler meist versteckten Angriffen ausgesetzt waren. Der Unterrichtsplan, dem sich Wiechert zu fügen hatte, engte seine Freiräume für schriftstellerisches Schaffen ganz erheblich ein. Man darf wohl davon ausgehen, daß er sich in dieser Schulumwelt von Anfang an nur begrenzt wohl gefühlt hat.

Das Berliner Kulturleben trug dazu bei, den Gesichtskreis des inzwischen Dreiundvierzigjährigen zu erweitern. Er lernte Harald Braun (1901-1960) kennen, der dem evangelischen Eckart-Kreis vorstand und als Schriftleiter der Literaturzeitschrift „Eckart“ fungierte. In dieser Runde versammelte sich Anfang der 1930er Jahre alles, „was abseits der Literatur und der kühlen Ironie des Tages stand“ (SW 9, 619). Hier lernte Wiechert auch den Schriftsteller Walter Bauer (1904-1976) aus Halle (Saale) kennen, woraus sich ein wechselvolles Mit- und Gegeneinander ergab. Wiechert besuchte die „Tafelrunde von Velhagen & Klasings Monatsheften“ (SW 9, 618), nahm an den Veranstaltungen der Fichte-Gesellschaft teil und ist gelegentlich zum literarischen Abend gebeten worden, den die Kaiserin Hermine zelebrierte. Und wenn Wiechert viele Namen bedeutender Schriftsteller nennt, mit denen er in Berührung gekommen ist und sagt: „Sie zogen auf wie die Sterne und versanken wie die Sterne“ (SW 9, 620), dann fällt es schwer, für diese ein wenig hochmütige Beurteilung Verständnis zu zeigen. Immerhin handelte es sich um jene Autorengeneration, die damals in Deutschland wesentliche Teile der zeitgenössischen Literatur repräsentierte und neben Wiechert in jeder Literaturgeschichte zu finden ist.

Ernst Wiechert gehörte in Berlin zu den begeistertsten Besuchern der Philharmonischen Konzerte. Hier ist er vermutlich erstmalig dem Pianisten und Komponisten Wilhelm Kempff (1895-1991) begegnet, mit dessen Familie ihn und Lilje dann eine tiefe Freundschaft verband. Am Silvesterabend 1932 sendete der Rundfunk Wiecherts Hörspielkantate „Das Spiel vom deutschen Bettelmann“, eine Dichtung, die die Sehnsucht nach religiöser Erlösung zum Ausdruck bringt. Kempff entdeckte dieses Werk für sich und formte daraus die abendfüllende „Dramatische Kantate“ (Op. 40), die 1937 in Remscheid uraufgeführt wurde – und leider seit Jahrzehnten nicht mehr erklingen ist!

Für das literarische Werk Wiecherts war es förderlich, daß er in dieser Zeit eine in jeder Hinsicht befriedigende neue Verlagsverbindung aufbauen konnte. Eine kurzfristige Zusammenarbeit mit Habel & Naumann in Regensburg und Leipzig kam den ersten Büchern in der Inflationszeit zugute. Dann war es die Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin, die sich fünfzehn Jahre für die Verbreitung der Bücher Wiecherts einsetzte. Da Wiechert gewillt war, nach Metas Tod sein Leben völlig neu aufzubauen, lag ihm auch an einem Verleger, dessen Dynamik ihn ins Zentrum der aktuellen Literaturförderung führte, damit er möglichst als freier Schriftsteller existieren konnte.

Im Frühjahr 1931 fuhr Wiechert mit Gustav Pezold von Gera nach Berlin, den er auf der Dichtertagung beim Erbprinzen Reuß (Heinrich XLV.) kennen gelernt hatte. Pezold übernahm die vereinigten Münchener Verlage Albert Langen und Georg Müller, die im Dritten Reich eine Monopolstellung einnahmen. Hier wurde die völkisch-nationale Literatur gepflegt, zu der sich Wiechert hingezogen fühlte. Bis 1945 fanden die Bücher des Dichters in diesem Verlagshaus ihre Heimat und garantierten dem Autor in finanzieller Hinsicht ein sorgenfreies Leben.

Wiechert ist stets ein fleißiger Schriftsteller gewesen. Zwei Sammlungen mit Novellen – „Der silberne Wagen“ und „Die Flöte des Pan“ – bündelten die Arbeiten, mit denen der Autor inzwischen bei zahlreichen Lesern Zustimmung gefunden hatte. Immerhin war er ja in manchen Jahren auch regelmäßig zu Dichterlesungen unterwegs. Wenn auch der Roman „Jedermann“ im Weihnachtsgeschäft 1931 nur mäßig verkauft wurde, sollte er sich später als ein Antikriegsbuch durchsetzen, in dem das Schicksal des Helden symbolhaft für eine Generation Namenloser steht.

Und nachdem der Roman „Die Magd des Jürgen Doskocil“ im September 1932 mit dem zum ersten Mal verliehenen Volkspreis der Wilhelm-Raabe-Stiftung ausgezeichnet worden war, durfte man davon sprechen, daß Ernst Wiechert zu den anerkannten Gegenwartsautoren gehörte. Immerhin hatte er bisher acht Romane und zahlreiche Novellen und Erzählungen auf den Buchmarkt gebracht. In seinen Büchern ging es jetzt nicht mehr um die Manifestation des Hasses, sondern seine Themen kreisten um Wahrheit und Recht, Demut und Barmherzigkeit, um die Gewinnung eines frohen Herzens. Fortan fühlte sich Wiechert in der Liebe.

Am Anfang meines Lebens war der Wald, und nun lebe ich in Berlin. Am Anfang war Gott, und nun gehe ich in keine Kirche mehr, weil jede Kirche zu klein ist. Am Anfang war die Einsamkeit, und nun liebe ich die Tiere und die Kinder. (...) Ich war vierzig Jahre alt, als der „Durchbruch der Gnade“ über mich kam und die alte Form zerbrach. Er spülte den Haß hinweg und ließ mich in der Liebe. Er spülte das Gesetz hinweg, in dem ich aufgewachsen war, die Sicherheit, die Tradition und ließ mich an der Schwelle eines neuen Anfangs. Und von hier aus baue ich mein zweites Haus.

Ernst Wiechert, Anhang zum „Spiel vom deutschen Bettelmann“ (SW 10, 712)

Am 22. Dezember 1932 können Ernst Wiechert und Lilje Junker endlich heiraten. Bei dem Dichter war zuvor eine Lungenspitzen-Tuberkulose festgestellt worden, die zur halbjährigen Beurlaubung vom Dienst am Gymnasium führte. Wiechert fühlte sich jetzt in jeder Hinsicht für die Zukunft finanziell abgesichert, so daß er nun als Studienrat nach 22 Jahren im preußischen Schuldienst die vorzeitige Versetzung in den Ruhestand beantragte. Dem wurde entsprochen – und so fallen Pensionierung und „Machtergreifung“ der NSDAP wohl mehr zufällig zusammen. Wiechert hielt Ausschau nach einer landschaftlich reizvollen Gegend, weil ihm Stadtleben von Kindheit an mißfiel.

Ambach und Wolfratshausen (1933–1938)

Im April 1933 sind Ernst Wiechert und seine Frau nach Ambach am Starnberger See gezogen. Mancher Natureindruck in dieser bayerischen Region erinnerte ihn an seine ostpreußische Heimat. Das von den Wiecherts bewohnte „Waldschlößl“ blieb erhalten und gehört heute zum Klinik- und Gesundheitszentrum Wiedemann international. Der Dichter zog sich in die Stille zurück, aber nicht in der Weise, daß er der Welt abhanden gekommen wäre. Er unternahm Reisen, um aus seinen Büchern vorzulesen, und diese Begegnungen mit dem Leser erweiterten den Kreis der Wiechert-Verehrer ganz beträchtlich. Die politische Entwicklung in Deutschland verfolgte er mit Sorge, zumal nationalsozialistische Kreise die Auffassung vertraten, er gehöre dem Charakter seiner Bücher entsprechend zu ihnen.

Das sollte sich nach dem 6. Juli 1933 ändern. Wiechert hielt vor Studenten in der Münchener Universität seine Rede „Der Dichter und die Jugend“, in der noch zurückhaltend, aber unmißverständlich gegenüber der NS-Ideologie kritische Gedanken zum Ausdruck kamen. Es mißfiel Wiechert, daß die Jugend Macht empfing und „auf den Stuhl des Richters gesetzt wird und den Stab zu brechen hat über Leben und Werk“ (SW 10, 365). Der Dichter rief die jungen Menschen zum Handeln in Demut und Güte auf. Von den Schriftstellern erwartete er, daß sie „die Bewahrer des Unvergänglichen und die stillen Mahner in einer lauten Welt“ (SW 10, 362) bleiben. Wenn sich der Oppositionsgrad hier noch in Grenzen hielt, spürten die Machthaber fortan in dem einflußreichen Dichter Wiechert einen potentiellen Gegner, dessen Tun und Verhalten in der Öffentlichkeit nicht unbeobachtet bleiben konnte.

Es ist nicht zu übersehen: bei Wiechert herrschte 1933 noch eine gewisse Kompromißbereitschaft. In Aufsätzen und Presseäußerungen – auch in den nordischen Ländern – schätzte er manche Seiten des Nationalsozialismus positiv ein. Er verschwieg Dinge, deren Gefahr ihm durchaus bewußt gewesen sein dürfte.

In Ambach sind der Roman „Die Majorin“ und die „Hirtennovelle“ entstanden, zwei Prosaarbeiten, die uneingeschränkte Zustimmung fanden. Wiechert hat hier seine Erinnerungen „Wälder und Menschen“ niedergeschrieben und das Schauspiel „Der verlorene Sohn“ verfaßt, dessen Uraufführung im November 1934 in Gera und Altona wenig Anklang fand. Der Dichter arbeitete mit den Schriftstellern Paul Alverdes (1897–1979) und Karl Benno von Mechow (1897–1960) zusammen, die bei Langen-Müller die neue Zeitschrift „Das Innere Reich“ herausgaben. Hier wurden auch Wiechert-Texte veröffentlicht, bis es aus politischen Gründen zum Bruch kam.

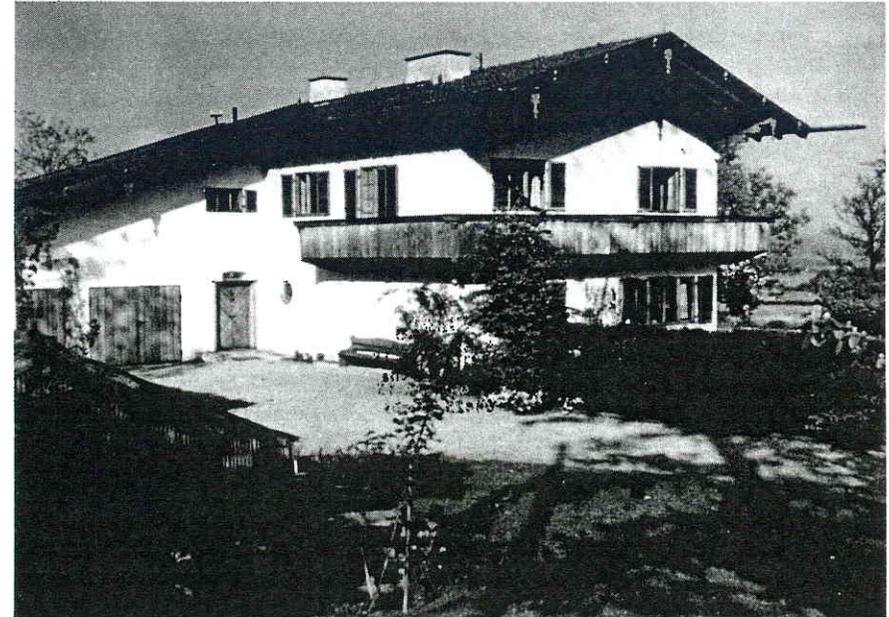
Im Jahre 1935 forderte der Kunstring der NS-Kulturgemeinde München Ernst Wiechert auf, im Rahmen einer Vortragsreihe an der Universität aus seinem Werk zu lesen bzw. vor den Studenten zu sprechen. Später hieß es offiziell, die Einladung Wiecherts sei versehentlich erfolgt! Er hielt am 16. April die aufsehenerregende Rede „Der Dichter und seine Zeit“. Aber er las in dieser Veranstaltung auch aus dem Hörspiel „Die goldene Stadt“ sowie einen kurzen Spieltext „Der tote Marschall“, eine dem 1934 verstorbenen Paul von Hindenburg gewidmete, wenig überzeugende kleinere Arbeit. Diese Fakten der Dichterlesung gingen in der Berichterstattung weitestgehend unter. Was die nahezu tausend Zuhörer bewegte, war die öffentliche Auseinandersetzung mit der völkischen Politik der Nationalsozialisten. Es muß offen bleiben, ob es Wiechert damals bewußt darauf angelegt hatte, seinen Platz endgültig an der Seite der Gefährdeten einzunehmen und mit dem herrschenden Regime zu brechen.

Ja, es kann wohl sein, daß ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden und daß jeder Kampf ein „Recht“ ist. Aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz seines Untergangs ist ihm schon geschrieben. Es kann auch sein, daß es sich einen Gladiatorenruhm gewinne und im Kampf ein Ethos aufrichtet, das wir ein Boxerethos nennen wollen. Aber die Waage ist schon aufgehoben worden über diesem Volk, und an jeder Wand wird die Hand erscheinen, die die Buchstaben mit Feuer schreibt.

Ernst Wiechert, *Der Dichter und seine Zeit* (SW 10, 379)

Aus dem Stenogramm wiedergegeben kursierte die Münchener Rede in zahllosen Abschriften, wobei Textabweichungen festzustellen sind. Gedruckt wurde der Text in Deutschland nicht. Der „Völkische Beobachter“, das Organ der NSDAP, übte heftige Kritik. Es war nun der Zeitpunkt erreicht, wo man dem Dichter im Dritten Reich die Rolle eines Märtyrers aufzwang. Das lag seiner Natur überhaupt nicht. Wiecherts Weggang aus Berlin hatte ausschließlich etwas mit dem beabsichtigten Rückzug aus der Gesellschaft zu tun, natürlich noch nicht das, was wir heute unter Aussteiger-Romantik verstehen. Wen die Schwermut der Wälder Masurens geprägt hatte, durfte für sich eine gewisse weltabgewandte Haltung beanspruchen.

Im Sommer 1936 fuhr Wiechert zum letzten Male in die ostpreußische Heimat, um den Vater in Peitschendorf zu besuchen, der sich auf den Abschied vom Leben vorbereitete. Der Dichter hielt seine bewegende Begegnung in einem seiner schönsten Essays – „In der Heimat“ – fest. Dieser Text wird von den Nachgeborenen wie ein Requiem auf das verlorene Land Masuren empfunden. Im Januar 1937 starb Martin Emil Wiechert.



Hof Gagert in Wolfratshausen

Nach Fertigstellung seines neuen Hauses – Hof Gagert – in Wolfratshausen (Oberbayern) ist Ernst Wiechert Anfang Dezember 1936 mit seiner Frau Lilje und deren beiden Töchtern dorthin gezogen. Was des Dichters literarisches Werk betraf, erfuhr es Zuspruch und Ablehnung durch offizielle Instanzen der Herrschenden, weil sich zwischen ihnen ununterbrochen Rivalitätskämpfe abspielten.

Zum 50. Geburtstag Wiecherts feierten ihn seine Verehrer und der Dichter bedankte sich dafür mit der Betrachtung „Eine Mauer um uns baue“, die die „Frankfurter Zeitung“ am 19. Mai 1937 veröffentlichte. Die Mauer der Geborgenheit, die ihm seine Leser errichteten, gab Wiechert Kraft für sein künftiges Tun. Bei seinem Aufenthalt in der Schweiz im Oktober 1937 wurde Wiechert von Hermann Hesse (1877-1962) und dem Kulturphilosophen Max Picard (1888-1965) empfohlen, nicht nach Deutschland zurückzukehren. Der Dichter lehnte eine solche Entscheidung ab. Eine radikale Lösung lag ihm nicht, weil sein Widerstand als Einzelgänger gegen das Regime aus moralischen Gründen und nicht aus politischen Motiven heraus erfolgte.

Nach jeder öffentlichen Lesung wuchs die Zahl der Anhänger Wiecherts. Das wurde vor allem im Herbst 1937 sichtbar, als er in verschiedenen Städten aus der bis 1945 unveröffentlicht gebliebenen Erzählung „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“ las. Der Gegensatz zwischen Recht und Unrecht, zwischen Recht und Gewalt ist das Thema dieser altindischen Legende. Wie Vasudeva aus ethischen und religiösen Motiven die Verehrung von Götzenbildern verweigert und für die Idee der Gerechtigkeit den Opfertod stirbt – diese gleichnishafte Bedeutung wurde von den Zuhörern als eine deutliche Anspielung auf das Dritte Reich empfunden.

Zu den damaligen Vorgängen äußerte sich Wiechert am 24. August 1946 in einem Brief an Otto Röders (1913-1987) in Soltau (Lüneburger Heide), mit dem er seit 1937 in herzlicher Verbindung stand: „Die Zeitungen schriehen ganz unverhüllt nach der Gestapo, und in Essen verließen die Spitzel des Prop(aganda)-Min(isteriums) demonstrativ den Saal. Damals habe ich an Goebbels geschrieben, daß ich überzeugt sei, jeder Hütejunge aus meiner Heimat würde in solchem Falle mehr Takt und Kultur gezeigt haben als die Vertreter der höchsten Kulturbehörde des 3. Reiches.“⁷

Aus Briefen, die Ernst Wiechert im Frühjahr 1938 an den in Halle (Saale) lebenden befreundeten jungen Schriftsteller Walter Bauer richtete, war zu entnehmen, daß ihm nun die Auslandslesungen verweigert wurden. Am 26. April schrieb Wiechert an Bauer: „Mir ist das Leben so schwer wie schon lange nicht in diesen Monaten. Zumal seit man Niemöller nach seiner Verurteilung ins Lager geschleppt hat. Ich habe getan, was ich kann, und mich damit hier bei den offiziellen Stellen um den letzten Ruf gebracht. Aber was ist das schon, was unsereiner kann? Jede Stunde ist mir bedrückt durch sein Schicksal und durch alles, was sonst geschieht.“⁸

Zu den treuen Lesern Wiecherts gehörte der Landesforstmeister von Baden, Wilhelm Hug (1880-1966), den der Dichter auf dessen Jagdhütte im Schwarzwald besuchte, um einen Auerhahn zu schießen.⁹ Obwohl es sich bei Hug um einen überzeugten Nationalsozialisten handelte, blieb er für Wiechert „trotzdem ein anständiger Mensch“ (SW 9, 679). Da der Dichter den Anschluß Österreichs ablehnte und nicht an der so genannten „Volksabstimmung“ (10. April 1938) teilnahm, gingen Hug und seine Frau ohne den Gast wählen und erwiesen seiner Haltung Respekt. Da Wiechert nicht mehr für das NS-Winterhilfswerk spendete, weil er diese Beträge lieber der Familie des inhaftierten Pastors Martin Niemöller (1892-1984) zukommen ließ, waren die Machthaber nun nicht mehr gewillt, solche Brückierungen hinzunehmen.

Am 6. Mai 1938 ist Wiechert auf seinem Hof Gagert von der Gestapo verhaftet worden.

Die Haftzeit (6. Mai bis 30. August 1938)

Nach einer Hausdurchsuchung auf Hof Gagert wurde Wiechert in das Polizeigefängnis München überführt. Da er sich dort von den ihm unterstellten staatsfeindlichen Aussagen nicht distanzierte, erfolgte am 4. Juli – mit einem zweiten Häftling aneinandergekettet – die Überführung in das Konzentrationslager Buchenwald¹⁰ bei Weimar. In München hat Wiechert geheime Tagebuchnotizen angefertigt, die erst 1964 auf eine etwas mysteriöse Weise zum Vorschein kamen.¹¹ Aus diesen Aufzeichnungen lassen sich Einzelheiten der bevorzugten Behandlung in der Untersuchungshaft entnehmen.

Am 18. Mai, seinem 51. Geburtstag, schrieb er an seine Frau: „Gestern wurde mir gesagt, ich müßte meine Lage nicht schmerzlich ansehen, sondern politisch. Wie wenig weiß doch ein Mensch vom anderen! Wenn ich mich um Politik gekümmert hätte, würde ich wahrscheinlich ‚Karriere‘ gemacht haben, aber ich habe mich immer nur um Güte, Reinheit oder Sittlichkeit gekümmert und daß jedes Buch besser sein möchte als das vorige.“¹² Ein solches Zitat charakterisiert die geistige Haltung, in der sich Wiechert befand. Als bürgerlicher Intellektueller verschrieb er sich nicht dem politischen Widerstand, sondern er trat dafür ein, im Sinne von Max Picard das gefährdete Menschenbild zu bewahren und der Barbarei die Ideen der Humanitas gegenüberzustellen.

Als Häftling 7188 ist Wiechert acht Wochen den Qualen des Buchenwald-Lagers ausgesetzt gewesen. Es bestand seit Juli 1937 als Konzentrationslager Ettersberg und war zu dieser Zeit das dritte in Deutschland. Die Häftlingszahl lag bei etwa 2000. Sie hat sich dann Ende 1938 nach den Ausschreitungen gegen die Juden vervierfacht. Für Wiechert war eine gezielte so genannte „Erziehungsmaßnahme“ vorgesehen. Er wurde trotz aller Drangsale mit einem gewissen Respekt behandelt. Nach dem Tode von Carl von Ossietzky (1889-1938) fürchteten die NS-Machthaber die Reaktionen der Weltöffentlichkeit, wenn es erneut zur physischen Vernichtung eines namhaften Schriftstellers gekommen wäre. Von vornherein war bei Wiechert eine befristete Einlieferung geplant, weshalb auch Interventionen einiger Persönlichkeiten für eine rasche Haftbeendigung weitestgehend erfolglos blieben.

Wiechert gehörte Block 17 an, wurde dem Steinbruchkommando zugeteilt, hatte dann in der Strumpfstopferei zu arbeiten und fand zuletzt eine Beschäftigung in der Häftlingsbücherei, die mit der Buchbinderei eine Einheit bildete. Im Bibliotheksbestand des Lagers befanden sich Wiechert-Bücher – unabhängig davon, daß der Autor ein Häftling war! Am 24. August hat man Wiechert nach Berlin transportiert, wo es zu einer Begegnung mit Propagandaminister Joseph Goebbels kam.

Der nahm in seinem Tagebuch diese zynische Eintragung vor: „30. August 1938. Gestern: Ich lasse mir den Schriftsteller Wiechert aus dem K.Z. vorführen und halte ihm eine Philippika, die sich gewaschen hat. Ich dulde auf dem von mir betreuten Gebiet keine Bekenntnisfront. Ich bin in bester Form und steche ihn geistig ab. Eine letzte Warnung! Darüber lasse ich auch keinen Zweifel. Der Delinquent ist am Schluß ganz klein und erklärt, seine Haft habe ihn zum Nachdenken und zur Erkenntnis gebracht. Das ist sehr gut so. Hinter einem neuen Vergehen steht nur die physische Vernichtung. Das wissen wir nun beide.“¹³

Herzkrank kehrte Ernst Wiechert anschließend auf den Hof Gagert zurück. Hier schrieb er den Bericht „Der Totenwald“, der im Garten vergraben bis zum Sommer 1945 auf seine Druckvorbereitung warten mußte. Johannes nannte Wiechert den Mann, der dem Leser als Handelnder und

Leidender gegenübertritt. Es lassen sich an dieser Figur nicht Wiecherts eigenen Lager-, Unterkunfts- und Arbeitsbedingungen rekonstruieren, weil er seine persönlichen Erlebnisse mit den Berichten von Mitgefangenen verbunden hat. Dem Dichter lag daran zu notieren, was die Seele empfand und weniger, worüber die Augen erschranken. Im Kreise von Mitgefangenen erlebte Johannes (Wiechert) menschliche Güte. Obwohl er kaum Verständnis für die Ideen des Kommunismus aufgebracht hat, fand er jetzt besonders in dem kommunistischen Journalisten Walter Husemann (1909-1943) und anderen Genossen die Kameraden, zu denen er sich hingezogen fühlte. Er spürte die Solidarität der Antifaschisten.

Vielen Irreführten hat „Der Totenwald“ die Augen geöffnet, als er 1946 in München und 1947 in Ost-Berlin erschien. Dieses Buch gehörte zu jener Literatur der ersten Stunde, die die geistige Erneuerung fördern half. Wiechert verstand es, das unfreiwillige Erleben der Gewalt des Guten und des Bösen festzuhalten, um es zu verwandeln. „Es wäre zuviel gesagt, wenn ich behaupten wollte, daß ich es überwunden hätte. Ich habe es aufgenommen und verwandelt, aber ich habe es niemals so überwunden, daß es ausgelöscht wäre. Ich habe alles vergeben, aber ich habe nichts vergessen“ (SW 9, 681).

Zurück in Wolfratshausen (1938-1948)

Nach der Rückkehr zu den Seinen ist sich Ernst Wiechert bewußt, daß er nur dann das Dritte Reich überleben wird, wenn er die Position eines „inneren Emigranten“ bezieht, der möglichst die Öffentlichkeit meidet. Es verletzte ihn deshalb innerlich sehr, daß ihm befohlen wurde, im Oktober 1938 in Weimar am „Ersten Großdeutschen Dichtertreffen“ teilzunehmen. In seiner sich ansonsten selbst auferlegten Zurückgezogenheit blieb der Dichter nicht allein. Ehemalige Schüler, aber nur noch wenige Freunde suchten ihn auf, weil sie seinen Worten und Ratschlägen vertrauten. Gegenüber Unbekannten an der Gartentür verhielt sich die Familie ablehnend. Zu denen, die Wiechert damals besonders nahe standen, gehörten neben dem Pianisten Wilhelm Kempff die Malerin Käthe Kollwitz (1867-1945), die Dichter Reinhold Schneider (1903-1958), Adelbert Alexander Zinn (1880-1941), Heinrich Wolfgang Seidel (1876-1945) und seine Frau Ina (1885-1974) sowie der Maler Leo von König (1871-1944). Er hat Ernst Wiechert und seine Frau Lilje 1939 in Öl gemalt; ihm widmete der Dichter den Band mit den „Märchen“.

1933, in der neuen Heimat, begann ich zu schreiben, was ich für das Bleibende hielt. Nicht alles wird bleiben, aber wovon sollten wir leben, wenn nicht von unsrem Mut? Stil und Leben werden immer einfacher. Die Nazizeitungen schrieben, daß mein „Ruhm“ nur bei den Entarteten lebe. Manche Zeitungen sagen heute, er lebe in den Tränen der Ladenmädchen. Aber zu allen Zeiten haben Zeitungen vieles geschrieben, was nur eine Wahrheit der Stunde war. Unzählige haben mit meinen Büchern und Reden die grauenvollen Jahre bestanden, bei uns und in der Welt. Das meiste wird vergehen, aber einiges ist doch auf einem guten Acker gewachsen: Die „Hirtennovelle“, der „Vater“, der „Weiße Büffel“, Teile aus dem „Einfachen Leben“, den „Jeromin-Kindern“, den „Märchen“. Man soll demütig, aber nicht zu bescheiden sein. Auch wenn man ein „ostischer“ Mensch ist.

Ernst Wiechert, Selbstporträt (SW 10, 724/725)



Leo von König, Käthe Kollwitz, Ernst Wiechert (1939)

Wiechert durfte der Reichsschrifttumskammer weiterhin angehören, und damit war das Schreib- und Druckverbot aufgehoben. Im Januar 1939 vollendete der Dichter seinen Roman „Das einfache Leben“. Es ist den Querelen der NS-Instanzen im Zuständigkeitsbereich der Literatur zu verdanken, daß das Buch damals erscheinen konnte. Es verbreitete sich wie ein „Bestseller“. Nach drei Jahren hatten zweihundertsechzigtausend Exemplare den Buchmarkt und Leser erreicht! Der humanistische Grundzug des Romans bedeutete Lebenshilfe in einem totalitären Staat. Die Hoffnung auf ein Anderswerden blieb lebendig.

Als Autor neuer Bücher schwieg Wiechert dann bis zum Herbst des Jahres 1945. Er arbeitete an den „Jeromin-Kindern“ – aber das Konzept dieser schwermütigen Familiengeschichte behagte den Machthabern nicht. Solange es die allgemeine Kriegslage zuließ, erfolgten Neuauflagen von einigen Wiechert-Büchern bei Langen-Müller in München. Der Dichter wurde nirgends als „unerwünschter Autor“ in einer der verschiedenen Literatur-Verbotslisten registriert.

Nach den für Bayern und München so verheerenden Bombenangriffen um die Jahreswende 1943/1944 und dem mißlungenen Attentat auf Hitler im Sommer 1944 war es für Ernst Wiechert klar, daß er alle Kräfte würde aufbringen müssen, um die zu erwartende Endzeitstimmung mit den Seinen zu bewältigen. Obwohl man Wiechert für den Volkssturm gemustert hatte, verstand er es, sich jeglichem Einsatz zu entziehen. Er versenkte sich in die Stoffwelt der zu schreibenden „Märchen“ und lebte entsprechend den Zeilen, die er als Dank für Geburtstagsgrüße im Mai 1944 versandt hatte:

Vom unverändert Bleibenden,
doch keinen Brief mehr Schreibenden,
die Menschen freundlich Meidenden,
in Einsamkeit sich Kleidenden,
ganz ohne Schwermut Leidenden,
sein Tagwerk mühsam Treibenden
und Gott sich still Verschreibenden.¹⁴

Ende April 1945 erreichten amerikanische Panzereinheiten Wolfratshausen. Und dann standen Soldaten und Offiziere jener „feindlichen Macht“ vor dem Tor von Hof Gagert, um deren Sieg Wiechert gebetet hatte. Es folgten unruhige Wochen für ein so abgelegenes Anwesen. Bis im September der Besatzungsoffizier Eric W. Isenstead aus München mit ihm Verbindung aufnahm. Es handelte sich um einen seiner ehemaligen Berliner Schüler, der sich fortan um den besonderen Schutz Wiecherts kümmerte. Noch gab es genügend Unbelehrbare, die sich gegen die Maßnahmen der Sieger wehrten und jene bedrohten, die mit den Amerikanern paktierten.

In Deutschland ging es nach dem Programm der Alliierten neben der Entnazifizierung um die Umerziehung zur Demokratie. Das Wie stand im Ermessen der jeweiligen Besatzungsmacht. Wiechert hielt den Zeitpunkt für gekommen, sich nun wieder mit seinem Dichterwort in die Umerziehungspolitik einzumischen. Am 11. November 1945 hielt er im Münchener Schauspielhaus seine „Rede an die deutsche Jugend“, die keine ungeteilte Zustimmung fand. Teile der Kriegsgeneration distanzierten sich von des Dichters Ausführungen, weil er weder klare politische noch ökonomische Fakten nannte. Das Erneuerungskonzept Wiecherts wurde diesmal nicht angenommen.

Der war inzwischen ohnehin schon in die Schlagzeilen der Presse geraten. Durch Indiskretion gelangte im Sommer die von Wiechert für amerikanische Offiziere in englischer Sprache verfaßte Denkschrift „Der reiche Mann und der arme Lazarus“ in unbefugte deutsche Hände. Der Dichter erhob gegen die Besatzungsmacht und ihr Vorgehen massive Vorwürfe, was die noch vereinzelt in den Ämtern wirkenden ehemaligen Parteigenossen begrüßten. Wiechert wollte „dazu helfen, daß die Idee des Rechtes nicht gleich zu Anfang in den Augen des kleinen Mannes wieder verloren ginge und daß zwischen beiden Völkern ein anderes Band geknüpft würde als das zwischen Siegern und Besiegten“ (SW 9,728).

Warum sollte er jetzt schweigen, wenn es ausschließlich darum ging, das Bild der Sieger reinzuhalten? Ein halbes Jahr später mußte er sich von seinen zum Teil überspitzten Vorwürfen distanzieren. Er schrieb unter der Überschrift „Vom Wolf und vom Lamm“ einen Widerruf, den die „Neue Zeitung“ in München als wichtigstes Presseorgan für das westliche Deutschland am 4. März 1946 veröffentlichte. Nun mußten die Leser hinnehmen, daß die Amerikaner gut, großmütig und weise gehandelt hätten! Dieser Rückzug wurde als peinlich empfunden. Da blieben Verwirrungen und Vorbehalte in den Köpfen der Freunde und Gegner des Dichters nicht aus.

Ernst Wiechert hatte sich in dieser Zeit auch darum zu kümmern, daß neue Verlagsbeziehungen aufgebaut wurden. Die Firma Albert Langen/Georg Müller in München durfte nach einem Kontrollratsgesetz nicht weiter existieren. Im Januar 1946 übertrug der Dichter seine freigewordenen Urheberrechte an Kurt Desch (1903-1984), der in München im November 1945 die Lizenzurkunde für den Zinnen-Verlag Kurt Desch erhalten hatte. In diesem später so erfolgreichen Verlagshaus fand fortan das Gesamtwerk Wiecherts eine beachtliche Förderung. Desch verfügte über genügend Papiervorräte, um den „Totenwald“, die „Jeromin-Kinder“, die „Märchen“, den



Lilje und Ernst Wiechert (1947)

„Weißen Büffel“ und weitere neue Titel von seinem nunmehrigen „Hausautor“ zu publizieren. Bis zur Währungsreform im Juni 1948 erreichten die Bücher des Dichters eine Gesamtauflage von 187000 Exemplaren, was ohne den Zuspruch der Besatzungsmacht kaum möglich gewesen wäre.

Seit Dezember 1945 stand Wiechert wieder mit ihm wohlgesonnenen Menschen in der Schweiz in Verbindung. Jedoch erst Anfang 1947 durfte er ins Ausland reisen. Er traf in der Schweiz seinen Züricher Verleger Max Rascher, das Ehepaar Prof. Dr. Georg und Ursula Wartenweiler und hielt zahlreiche Vorlesungen. Drei weitere Schweizer Reisen schlossen sich bis zum Frühjahr 1948 an. Nun stand für den Dichter fest: er wollte Deutschland verlassen. Sein Nachkriegswirken blieb unaufhörlich irgendwelchen Mißverständnissen ausgesetzt. Hinzu kamen Probleme im familiären Umfeld, weil sich Stieftochter Jutta und der Dichter Walter Bauer verliebten, der nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft bei Wiecherts eine Bleibe gefunden hatte, aber nicht nach Halle zu seiner Frau heimkehren wollte. Nun schlug ganz plötzlich die Freundschaft zwischen zwei namhaften Autoren in Hass um. Leider vergriffen sich damals beide Seiten in unwürdiger Weise im Ton. Weil auch die Aufforderungen, Flüchtlinge aufzunehmen, nicht abrisen und sich Wiechert durch eine solche Maßnahme zusätzlich in seinen Schaffensmöglichkeiten eingeengt fühlte, sah er in seiner Verbitterung als einzigen für ihn gangbaren Weg die endgültige Übersiedlung in die Schweiz. Da ihm die Wartenweilers in Uerikon den Rütihof als Wohnsitz anboten, fiel nun die Entscheidung leicht. Lilje Wiechert begleitete ihren Mann nicht und hat dies später bereut.

Der Gemeinde Degerndorf bei Wolfratshausen und ihrer katholischen Kirche Sankt Michael stiftete Wiechert drei Glocken, die aus dem Erlös seines zunächst in der Schweiz erschienenen KZ-Berichtes „Der Totenwald“ finanziert worden sind. Die Glockenweihe am 30. November 1947 in Anwesenheit des Dichters gestaltete sich zu einem Volksfest und bedeutete für ihn zugleich den endgültigen Abschied von jener oberbayerischen Region, in der er fünfzehn Jahre Glück und Leid erfuhr. Er wußte um die Arbeit, die vor ihm stand, er fürchtete sich nicht vor der Zukunft, die ihm mancher Zeitgenosse mißgönnte.

Ausklang in der Schweiz (1948–1950)

Ernst Wiechert emigrierte im Spätfrühjahr 1948 in die Schweiz. Eric W. Isenstead war ihm dabei bis nach Konstanz behilflich. Dann kümmerten sich die Schweizer Freunde um ihn. Wartenweilers lebten in Küsnacht bei Zürich, etwa 20 Autominuten vom Rütihof entfernt. Ab 5. Juni wurde Wiechert von der Meldebehörde als Bewohner des Anwesens über dem Zürichsee registriert. Es handelte sich um ein Holzhaus. Durch Umbau war mit dem Blick zum See ein großer Bibliotheksraum entstanden. Daran grenzten Küche und ein kleines Schlafzimmer. „Von meinem Garten fallen die Weinberge in zwei Terrassen zum See hinunter, und schräg links liegt die Insel Ufenau. (...) Ich werde nun so still leben, wie mein Vater zuletzt gelebt hat. Ich weiß, daß das letzte Kapitel beginnt, aber mein Herz ist ganz ruhig.“¹⁵ Das schrieb der Dichter am 1. April 1948 an Otto Röders, um ihm eine Vorstellung von dem künftigen Domizil zu vermitteln.

Niemand steht das Recht zu, den Dichter wegen seiner „Flucht“ aus Deutschland zu tadeln. Wir wissen nicht, ob ihn bereits die Vorahnung des Todes zu einem solchen Schritt bewogen hat. Daß er unheilbar krank war, sollte sich nach einigen Monaten zeigen. Wiechert hat sich nie dazu geäu-

bert, daß er von Lilje bei der schwersten Entscheidung seines Lebens allein gelassen worden ist. Kam sie gelegentlich auf den Rütihof, blieben ihr Demütigungen nicht erspart. Sie fühlte, wie ihr Mann ihr mehr und mehr entglitt. Ursula Wartenweiler ist die letzte Vertraute des Dichters gewesen. Mit ihr hat er alle Fragen erörtert, die ihn am Ende seines Lebens bedrückten oder ihm wesentlich erschienen. Frau Wartenweiler hat Ernst Wiechert versprochen, sich darüber nie zu äußern.

In Blanche (Meggie) Gaudenz lernte Wiechert am Nikolaustag 1948 eine Mutter von vier kleinen Kindern kennen, die rund dreißig Jahre jünger war als er selbst. Ihr Mann praktizierte als Zahnarzt und behandelte den Dichter. Allein durch das Dasein dieser jungen Frau erfuhr Wiechert eine letzte große Liebe. Blanche hat über Begegnungen mit dem verehrten Freund berichtet,¹⁶ der mehr als fünfzig Liebesbriefe schrieb, von denen nun eine gedruckte Auswahl vorliegt.¹⁷

Um die Jahreswende 1948/1949 erschienen zunächst nur in der Schweiz die Erinnerungen „Jahre und Zeiten“, die bei der Literaturkritik auf Ablehnung stießen. Man stufte sie als zu pathetisch ein. Wiechert hat Anfang des neuen Jahres die Erzählung „Die Mutter“ niedergeschrieben und damit ein Thema der jüngsten Vergangenheitsbewältigung aufgegriffen. Trotz des labilen Gesundheitszustandes nahm er im Sommer und Herbst 1949 die Strapazen von Vortragsreisen nach Kalifornien, durch Holland und nach Wien auf sich. Wollte er sich von seinem Publikum draußen in der Welt verabschieden? „Wunderbare Reise nach Kalifornien“ (SW 10,726–733) nannte Wiechert seinen Bericht. Der Dichter mußte feststellen, daß er außerhalb Deutschlands mehr galt als in seinem Heimatland.

Auf den Rütihof zurückgekehrt, begann Ernst Wiechert bereits unter qualvollen Schmerzen mit der Niederschrift des Romans „Missa sine nomine“. Wie eine Vorahnung dieser erste Satz des Buches: „So ging es sich also, wenn der Tod einen zwischen den Schultern berührt hatte“ (SW 6,7). Aus einigen vom Dichter an Meggie Gaudenz gerichteten Briefen geht hervor, daß wir diesen Roman der Versöhnung, den christliches Ethos auszeichnet, ganz wesentlich ihr zu verdanken haben.

Denn ich war niemals allein, während ich dieses Buch geschrieben habe. Und Deine Hände, die sich schon am Morgen ausstreckten, um das erste geschriebene Wort zu beschützen, waren auch am Abend da, um meinen Schlaf zu behüten. Ich hatte nur aufzuschreiben, was ich aus Deinem guten Herzen empfangen habe. (...) An allem Hellen dieses Buches hast Du Deinen Anteil, und vieles ist nur der Widerschein dessen, was Du an Hellem in mein Leben gebracht hast. (...) Kein Buch in meinem Leben ist so unter Schmerzen geschrieben worden wie dieses, aber auch keines so, bei dem ich die Schmerzen so gesegnet hätte wie bei diesem. Keines, das ich mit größerem Glück geschrieben habe, keines, in das ich so vertraut war wie dieses. (...) Ich fühle alle Geborgenheit, die aus Deinem Leben in mich übergeht. Bleibe nun bei mir mit Deiner Gegenwart, Deinen Gedanken, Deinen Sorgen, Deiner Liebe. Das Schicksal hat gewußt, weshalb es Dich auf meinen Weg geführt hat. Es hat es noch einmal gut mit mir gemeint.

Ernst Wiechert an Blanche Gaudenz (1. März 1950)¹⁸

Ernst Wiechert hat während der letzten Wochen seines Lebens unendlich gelitten. Er kam Ende März in eine Züricher Klinik und wurde operiert. Am 1. Mai wieder auf dem Rütihof blieb er an beiden Beinen gelähmt und mußte von Krankenschwestern umsorgt werden. Sein Rückenmarktumor ließ keine Rettung mehr zu. Unmittelbar vor seinem Tod konnte er noch in einem druckfrischen Exemplar der „Missa sine nomine“ blättern.

Am 24. August 1950 – erst 63 Jahre alt – ist Ernst Wiechert gestorben. Die Urne wurde zunächst im Schatten eines Baumes im Garten, dicht beim Rütihof, beigesetzt. Damit jedoch auch die Verehrer Wiecherts Zugang zu seiner letzten Ruhestätte erhielten, ließ Lilje Ostern 1951 ihren Mann umbetten, ohne daß dies der Familie Wartenweiler bekannt war! Nun befindet sich das Wiechert-Grab auf dem Friedhof in Stäfa. Lilje ruht auf dem Friedhof in Degerndorf, wo die von ihrem Mann gestifteten Glocken täglich erklingen.

Ernst Wiechert litt wohl immer an der Zeit, in die er hineingeboren worden ist. Sein Lebensweg zeigt, welche Höhen und Tiefen einen Vertreter seiner Generation zum jeweiligen Handeln zwangen. Der Dichter hat sich in seiner Menschlichkeit stets bewährt. Das macht seine Vorbildwirkung aus. Er hinterließ uns ein literarisches Werk, das inzwischen den Übergang ins 21. Jahrhundert schaffte und weiterhin Zustimmung und Verbreitung findet.

DAS WERK – EINBLICK IN DAS SCHAFFEN

Ich komme aus keiner „Schule“, und ich gehöre keiner Richtung an. Aber ich komme aus einer großen Landschaft, die vieles an mir gebildet hat, und aus jener Einsamkeit, in der ein Mensch noch wachsen und werden kann. Das ganze spätere Leben hat diesen Ursprung und diese Ursprünglichkeit nicht auslöschen können, keine Bildung, keine Ratio, keine Welt. Aber ich habe diesen Ursprung durchdrungen mit dem, was ich gelernt, gesehen und erfahren habe. (...) Ich habe mich auch von keiner der „Stilepochen“ mitreißen lassen, weder vom Naturalismus, noch vom Expressionismus, noch von den folgenden problematischen Stilen. Es war zuviel Fremdes in ihnen, meiner Natur Fremdes.

Ernst Wiechert, Jahre und Zeiten (SW 9, 739 und 741)

Von den Büchern Ernst Wiecherts ist zu seinen Lebzeiten eine Faszination ausgegangen, die damals dem literarischen Zeitgeschmack entsprach. Dazu gehörte auch die Verzauberung durch Wiecherts Sprache. Vom Autor wurden Themen gestaltet und Geschichten erzählt, mit denen sich die Leser – die Generation der seit 1900 Geborenen – zu identifizieren vermochten. Da Wiecherts Erzählungen und Novellen, seine Betrachtungen, aber auch einige Romane zuerst in Zeitschriften oder Tageszeitungen erschienen, war ein nachwirkender Verbreitungsgrad gegeben. Hinzu kam, daß der Dichter eine Vielzahl von Buchbesprechungen verfaßte, deren lückenlose Ermittlung heute kaum noch möglich ist, da entsprechende Unterlagen fehlen. Auch durch solches Wirken war sein Name in den Publikationsorganen ständig präsent. Das sollte sich erst gegen Ende der 1930er Jahre ändern, nachdem die Machthaber in dem Dichter eine „Unperson“ sahen.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieses Arbeitsbriefes das Wiechertsche Gesamtwerk zu interpretieren. Wir müssen uns mit einer kleinen Auswahl begnügen, weil die bloße Aneinanderreihung von zu erwähnenden Titeln nichts bringt. Der aktuelle Buchmarkt bietet noch immer einige Taschenbuchausgaben mit Wiecherttexten an. Über das Internet lassen sich die Antiquariatsangebote abfragen, und da befinden sich ständig mehrere hundert Bücher des Dichters im

Angebot. Diese außerordentlich günstige Marktlage haben inzwischen manche Wiechertfreunde genutzt, die der IEWG als Mitglieder angehören.

Auf die Bedeutung des Waldes und der Bibel für seinen Lebens- und Schaffensweg hat der Dichter in mehreren Selbstäußerungen hingewiesen. Daraus sind ihm Themenfelder erwachsen, die immer wiederkehren: die dichterische Gestaltung der Landschaft und das Ringen um Fragen des christlichen Glaubens. Hinzu kommt die Auseinandersetzung mit dem Kriegsgeschehen und dessen Auswirkungen auf den Menschen. In den Dichtungen Wiecherts haben wir es mit einem beachtlichen Reifeprozess und einer großen geistigen Dimension zu tun. Die Bücher des Autors bergen aber auch Gefahren in sich: den Hang zur Mystifizierung, die literarische Gestaltung abseitiger Charaktere, die Flucht in die Innerlichkeit. Es wird Kritik am Fortschrittsdenken geübt, das Stadtleben verurteilt und vor den zunehmenden Gefahren der Zivilisation gewarnt. Weil Wiechert die Daseinsprobleme von der sozialen Frage trennt, kam ihm das Fundament für das Wirkliche mitunter abhanden. Wiechert war sich bewußt, daß mit jedem neuen Buch seine Verantwortung gegenüber dem Leser wuchs. Unabhängig davon blieb er seiner eingeeprägten Weltschau treu.

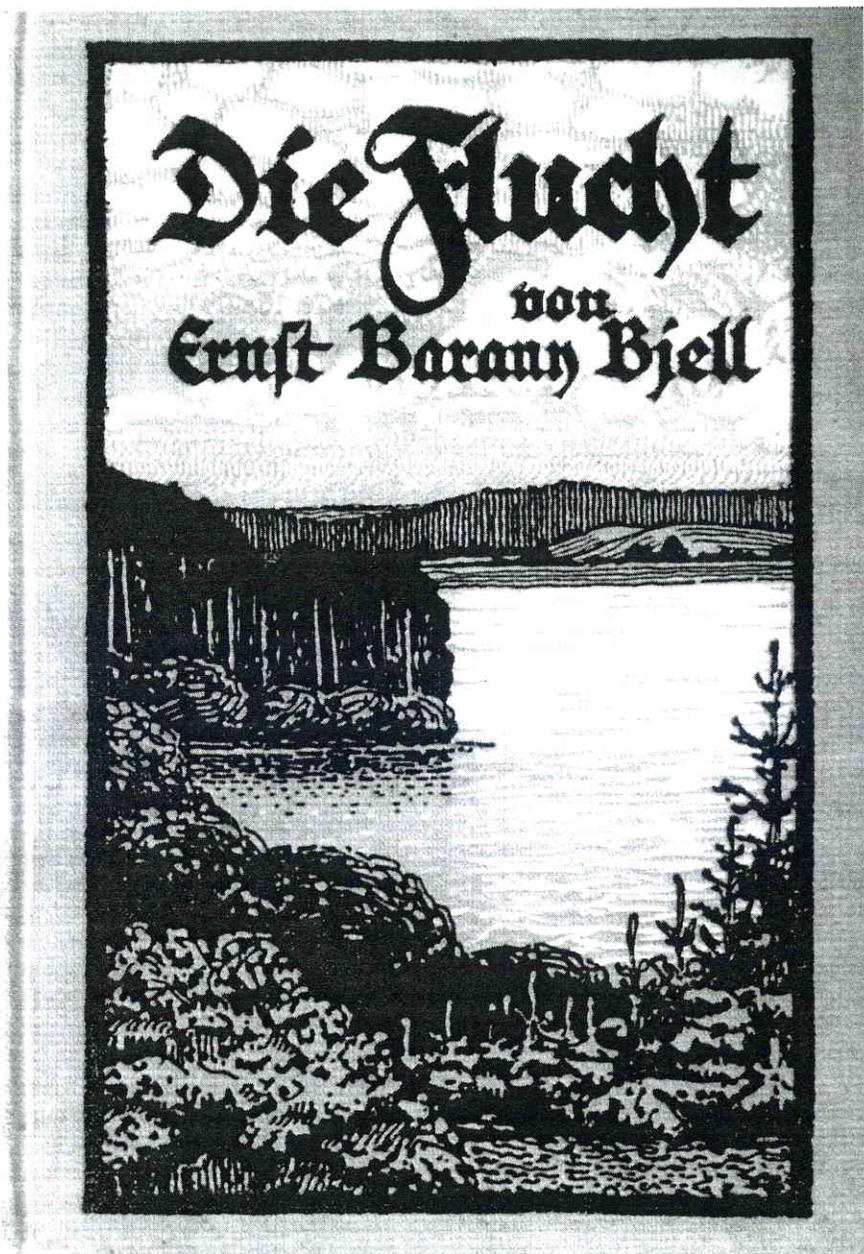
Es ist in allen Zeiten viel vom Wesen und Wert der Dichtung gesprochen worden, und zu allen Zeiten ist es anders gesprochen worden. Mitunter ist der Ruhm wie eine Sonne erschienen, und die Sterblichen haben ihre Augen nur mit Schmerzen zu ihr erheben können. (...) so muß es uns auch unbenommen bleiben, ob wir unseren Trost des Lebens aus diesem oder jenem Dichter schöpfen oder ob wir ihrer überhaupt nicht bedürfen.

Ernst Wiechert, „Eine Mauer um uns baue ...“ (SW 10, 697/698)

Der Erzähler

Trotz seiner Vielseitigkeit hat Ernst Wiechert als Prosaschriftsteller seine größten Erfolge gefeiert. Was ihm hier gelang, blieb ihm als Dramatiker versagt. 13 Romane und etwa 50 Werke der kleineren Form (Novellen, Erzählungen) machen sein erzählendes OEuvre aus. Bereits in den frühen Romanen klingt das Generalthema des Dichters an: der Zweifel am Christentum seiner Zeit, das die Kriegstheologie an die Stelle der Bergpredigt setzte, und die Flucht aus einer Welt, in der sich der Suchende nicht zurechtfinden kann. Die meisten Helden gehen sowohl seelisch als auch körperlich zugrunde. In ihnen spiegeln sich Lebensfehler wider, denen auch der Autor unterworfen war.

Im Erstlingswerk „Die Flucht“ werden Grundelemente seines künftigen Schaffens sichtbar, die Wiechert dann vertieft und weiter ausgeprägt bis zur „Missa sine nomine“ variiert. „Die Flucht“, ein Buch des inneren Aufbegehrens, in dem Oberlehrer Peter Holm wie ein Rebell gegen die damals herrschenden Wertvorstellungen in der Schule und Gesellschaft opponiert. Es bleibt die Eskalation nicht aus, als er zum Kaiser-Geburtstag (Wilhelm II.) eine antinationale und antireligiöse Festrede hält. Holm scheitert später auch als Bauer und in der Liebe. Quälende Betrachtungen gehören zu seinen Wesenszügen – ein Motiv mancher Gestalten des Dichters, aber ebenso typisch für die eigene Haltung.



Erstausgabe (1916). Buchgestaltung: Friedrich Tucholski

Seine Gedanken hatten keine Arbeit, die sie fesseln und in gerade, nüchterne Wege hätten leiten können; sie hatten keine Zukunft, die sie aufbauen und ausschmücken konnten. So spannen sie sich in die Vergangenheit ein und wendeten das Erlebte betrachtend, bedauernd, beklagend hin und her. Dinge tauchten auf, die im Rausche des Erlebens nichtig geschienen hatten, und erfüllten die Erinnerung mit schmerzlicher Zärtlichkeit. (...) So wandte er jede Falte seiner Seele um und versank in der Betrachtung seiner selbst, wie ein Kind in einem großen, leeren Raum immer wieder vor den Spiegel an der Wand laufen wird, um bang und leis erschrocken hineinzublicken.

Ernst Wiechert, Die Flucht (SW 1, 215/216)

Die Menschen Wiecherts leben am liebsten stark umweltgebunden und umweltbedingt. So wie für den Autor selbst gibt es in den Städten kein Leben der Innerlichkeit. Die eindrucksvollen Wald- und Naturschilderungen im Erstlingswerk ziehen sich wie ein roter Faden durch alle Bücher.

Obwohl auch „Die blauen Schwingen“ am literarischen Anfang standen, sind sie völlig umgearbeitet erst 1925 erschienen. Der aus kleinbürgerlichen Kreisen stammende Harro strebt eine Künstlerkarriere als Geiger an. Sein Lebensweg wird vom 13. bis zum 31. Jahr verfolgt. Triebhafte Schwüle beherrscht manche Szenen des Romans, wobei die geschilderten Menschen an den ihnen vorgegebenen Daseinsbedingungen regelrecht vorbei zu leben versuchen. Als Geigenvirtuose wird Harro keine Erlösung finden, weil ihm die Welt leer vorkommt. In der Liebe scheitert er trotz mancher erinnerungsreichen Begegnungen wie Peter Holm in der „Flucht“. Harros Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem wird immer bleiben. Es ist unverkennbar, daß Wiechert in diesen frühen Büchern an den Gestaltungselementen von Eduard Graf von Keyserling (1855-1918) angeknüpft hat. Dieser kurländische Autor schilderte eingebettet in stimmungsvolle Naturdarstellungen die erotisch-psychologischen Konflikte einer versunkenen Welt.

Als Kriegsheimkehrer sprengte Wiechert mit seinem Ethos Anfang der 1920er Jahre normale literarische Dimensionen. Ein Ausdruck dafür sind die Romane „Der Wald“ und „Der Totenwolf“, zwei Bücher, die der Autor gegen seine eigentliche Natur schrieb. Da er Haß gegen die Revolution und die Demokratie empfand, umgab er nun die Finsternis des Krieges mit einer Glorie. Für Wiechert war „Der Wald“ ein „Gottsucherroman“¹⁹, wie er Freund Tucholski am 7. Januar 1923 wissen ließ, und er wehrte sich dagegen, in ihm ein politisches Buch zu sehen. In den Vordergrund rückten pantheistische Symbole. Religiöse Inbrunst und Waldfrömmigkeit sind weit entfernt von jeglicher Religion der Liebe. Henner Wittich, als abgedankter Hauptmann ein Werwolfstyp und Herrenmensch, verachtet die Menschen. Er tötet nicht nur sie, sondern auch Tiere und brennt seinen Waldbesitz nieder, um so einer Götterdämmerung beizuwohnen. Ein krankhafter Typ, umgeben von Figuren, die aus den Bühnenwerken von Ernst Barlach stammen könnten.

Mit dem „Totenwolf“ legte Wiechert ein in jeder Beziehung unversöhnliches Buch vor. Des Autors Kampf gegen den Gott der Nächstenliebe und Demut ging weiter. Hauptmann Wolf Wiedensahl, aufgewachsen in einem östlichen Moordorf, betet Wotan und die freien Germanen an. Hier geht es um den Schicksalsweg einer degenerierten Familie in der ostpreußischen Heimat. Durchdrungen von völkischen Ideen wird vom Krieg geschwärmt, er wird stellenweise verherrlicht. Da nimmt es nicht wunder, daß nationalistische und völkische Kreise Mitte der 1920er Jahre meinten, mit Wiechert sei ihnen ein braver Gefolgsmann gegeben. Ein Hakenkreuz als Umschlagszeichnung, das in der symbolischen Form des Sonnenrades verwendet wurde, weil dies die Hinwendung zu altnordischen Ritualen im Roman charakterisieren sollte, löste zusätzliche Zweifel über den politischen Standort des Verfassers aus. Da bleibt zu begreifen, daß Wiechert später

schrieb: „Keines meiner Bücher war so von innen heraus unwahr, wie diese beiden es sind. Keines so sehr Literatur wie sie“ (SW 9, 482).

In dieser Situation versuchte der Dichter seine Theorie der Erlösung der Welt im Mitleiden literarisch zu begründen. Erschrieb 1925/1926 seinen Pfarrer-Roman „Der Knecht Gottes Andreas Nyland“, der den Übergang zu einer neuen künstlerischen Entwicklungsetappe bildete. Obwohl Andreas selbst keine Erlösung findet und im Wesenlosen endet, hat Wiechert mit diesem Buch endgültig den Haß überwunden. Nyland will aus gelebtem Christentum zu sich selbst und zu einem erfüllten Miteinanderleben der Menschen kommen, was aber so, wie er es anlegt, zum Scheitern verurteilt ist. Fortwährend stößt er auf Widerstand und erkennt nicht am Ende seines Weges, daß er die ihm anvertrauten Menschen nicht vom Leid erlösen kann. Wiecherts Meisterschaft seiner Sprache kommt stellenweise schon voll zur Geltung. Er zeichnet mit seinen Worten Bilder, die den Leser innerlich berühren. Andreas Nyland muß sich von seiner Frau Martha sagen lassen, daß er stets die Menschen an seiner Idee gemessen hat aber nie seine Idee an den Menschen. Der Roman ist nach seinem Erscheinen Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen nicht nur in kirchlichen Kreisen gewesen. Für den Dichter war dieses Buch noch kein gesundes, aber es hat ihm seinen weiteren Weg vorgegeben.

Ernst Wiechert hat verfügt, daß diese fünf Bücher, von 1913 bis 1925 entstanden, als Einzelausgaben nicht mehr neu erscheinen dürfen. Er hielt sie im Sinne seiner eigenen menschlichen und künstlerischen Weiterentwicklung für überwunden.

Am Anfang war Gott. In der Mitte war die Verneinung. Woraus der Weg meiner Helden folgt. (...) Unser Leben lief in Formeln bis zum großen Kriege: Schule, Kirche, Universität, Amt. Darüber die Tolstojsche Frage: Und was dann? Der Krieg stellte uns vor die Augen des Schicksals, und langsam prägte sich die Form. Wir legten ab, was kindlich war: Weltanschauungen, Autoritäten, Fahnen, Orden, Spielzeug. Wir begannen noch einmal. Wir dachten, daß alle ändern auch noch einmal beginnen würden, aber wir erkannten unsern Irrtum. Es kam die große Einsamkeit, und sie umhüllt uns noch. Wir schreiben Bücher, aber es ist nur unser Schrei aus der Verlassenheit. Was ist weiter zu sagen? Die Menschen meiner Bücher sind Fanatiker. Ich bin es auch. Sie gehen durch Wandlungen und werden niemals fertig. Ich auch. (...)

Ernst Wiechert, Zu meinem Leben und meinen Büchern (1927)²⁰

Wiecherts neues Menschenbild wurde erstmals sichtbar im Roman „Die kleine Passion“. Der Knabe Johannes und seine Mutter Gina leben in einer Umgebung, der das Böse mehr als das Gute vertraut ist. Johannes zweifelt an dieser Welt voll Lüge und Betrug. Er möchte in der Geborgenheit seiner Mutter bleiben und alles abschütteln, was seiner empfindsamen Seele schaden könnte. Als Johannes gezwungen wird, das Gymnasium zu verlassen, hat er wiederholt die Untiefen menschlichen Daseins am eigenen Leibe erfahren. Seine Freundschaft mit zwei aufrechten Klassenkameraden, das verständnisvolle Einfühlen des Lehrers Luther in den Reifeprozess des jungen Menschen und die erste Liebe zu Lisa, der Frau eines Arztes, bewahren den Jüngling vor dem Sturz in den Abgrund.

Die Fortsetzung dieser Kindergeschichte bildet „Jedermann“, ein Antikriegsbuch, in dem das Schicksal des Helden symbolhaft für eine Generation Namenloser steht. Johannes und seine Kameraden protestieren zwar lautlos gegen die Vergewaltigung ihres Menschseins, bleiben aber zu schwach, sich dagegen aufzulehnen. Sie verurteilen das Morden und sehen keinen Sinn in

einem Heldentod für das Vaterland. Die Infanteriegruppe, zu der neben Johannes Karsten seine ehemaligen Schulkameraden Klaus Wirtulla und Percy Graf Pfeil gehören, fühlt sich noch viel zu jung für den Krieg. Sie alle wollen leben, sie fürchten sich vor ihrer Angst auf dem ersten Schlachtfeld. Im Lazarett lernt Johannes die Krankenschwester Agnete kennen. Sie möchten, daß nach dem Haß die Liebe wieder ihr Recht erhält. Mutter Gina daheim ist gewiß: ihrem Sohn wird es gelingen, „das Gesicht aus der Uniform zu retten“ (SW 3, 327). Während die einen im „Jedermann“ wie Hans Franck „endlich und endgültig – das deutsche Kriegsbuch“²¹ sahen, empfand Börries Freiherr von Münchhausen: „Der Krieg gibt nur Rohstoffe zu seinem Inhalt. Sein Wert aber liegt in der außerordentlichen Künstlerschaft, mit der hier allerfeinste Seelenregungen dargestellt, Naturbilder gezeichnet, Erlebnisse halb traumhaft, halb wirklich geschildert sind. Ernst Wiechert ist ein Dichter, – jedes Wort weiter ist unnötig!“²²

Zwischen 1925 und 1933 hat Wiechert die meisten seiner Novellen und Erzählungen geschrieben, die seinen Namen bei den Lesern von Monatsheften und Literaturzeitschriften bekannt machten. Hier erreichte er immer größere Kreise, darunter junge Menschen, die zum Teil aus der bündischen Jugend kamen und sich mit der Thematik des Dichters identifizierten. Es waren dann die Bände „Der silberne Wagen“ und „Die Flöte des Pan“, in denen Wiechert manches von seiner Prosa der kleinen Form gesammelt auf den Buchmarkt brachte.

In dieser Schaffensperiode versuchte der Dichter den Verlust des Menschlichen, verbunden mit dem Verlust und der Wiedergewinnung des Glaubens, zu gestalten. Der Knecht Andreas im „Brennenden Dornbusch“ desertiert und sucht den befohlenen Mord über die Völkergrenzen hinweg zu sühnen. „Der Hauptmann von Kapernaum“ gibt, durch ein Wort des Matthäus-Evangeliums angerührt, sein Leben für einen Gefangenen der Ruhrkämpfe, weil dieser den Glauben hat: an den Menschen, „an das Künftige“ (SW 7, 226). In der Novelle „Der Kinderkreuzzug“ stellte Wiechert jene Beziehungen dar, welche zwischen Christi Passion und den Kindern bestehen, die ausziehen, um ihren Hunger zu stillen. Jürgen und seine Schar kehrten mit leeren Händen heim, der Erkenntnis gewiß: „... wir haben es gefunden, und meine Augen haben den Heiland gesehen“ (SW 7, 160). Wer im Glauben ist, der lebt in Gott! Er erweist sich als gegenwärtig, wir spüren seine Nähe, wenn Wiechert 1933 in der Erzählung „Tobias“ eine Auslegung des 139. Psalms gibt.

In dieser Zeit entstanden: „Die Geschichte eines Knaben“, in der sich Percy aus Batavia seiner aussichtslosen Liebe zu einer Klavierlehrerin bewußt wird und in Deutschland an der Sehnsucht nach seiner verlorenen Heimat zerbricht. „Der silberne Wagen“ – eine Novelle, in der Staatssekretär Giesecking auf der Suche nach seinem verlorenen Ursprung scheitert und sich seelisch gebrochen für die Weiterführung der Karriere entscheidet. In den beiden Erzählungen „Der Flüchtling“ und „Der Jünger“ ist es die Musik Beethovens, die wundgewordene Herzen mit Wärme erfüllt und Menschen verbindet.

Auch in zwei anderen Erzählungen obliegt der Musik eine wichtige Funktion im Hinblick auf das Handeln der gestalteten Helden. „Der Mann von vierzig Jahren“ – ein Regierungsrat erlebt im Stadttheater Verdis „Aida“. Die Erschütterungen des Abends veranlassen ihn, aus seiner Ehe auszubrechen. (Hier wird die Konzertbegegnung von Wiechert mit Lilje Junker dichterisch umgesetzt!) Aber Wolfram van den Berge hat in seinem Alter nicht den Mut, „die Wurzeln in eine neue Erde zu senken“ (SW 7, 318), er erweist sich als „ein Feigling der letzten Türen“ (SW 7, 319).

In der „Fahrt um die Liebe“ weiß der Komponist Amadeus, daß er an Kehlkopfkrebs leidet. Er nutzt die verbleibende Lebensspanne, um seine drei Geliebten noch einmal aufzusuchen. Bei Margarete vollendet sich sein Künstlerleben: er komponiert eine Messe in a-Moll. „Hier dürfen keine Vorzeichen stehen (...), denn an diesem Wege stehen keine Zeichen“ (SW 7, 255).

Die genannten Titel aus der Fülle des Novellenschaffens vermögen nur anzudeuten, wo Wiechert die Schicksale seiner Gestalten aufnahm. Prägend blieb für ihn das Kriegsgeschehen, weil daraus resultierende menschliche Probleme immer wieder in den Mittelpunkt einzelner Handlungen rücken – leider muß manche Erzählung ungenannt bleiben. Für die Generation der Frontkämpfer gab es kein Vergessen. Bücher mit solchen zeitkritischen Stoffen waren in ihren Entstehungsjahren beim Leser sehr begehrt. Das sollte sich dann auch beim Roman „Die Majorin“ zeigen.

Doch zuvor legte Wiechert mit der „Magd des Jürgen Dorskocil“ ein Werk vor, das ihn erneut tief in das Naturerleben seiner ostpreußischen Landschaft eindringen ließ. Mit einem solchen Roman überzeugte er weitaus mehr als mit seinen Kriegsromanen und –novellen. Der Fährmann Jürgen Dorskocil wird zu einem Mitstreiter Gottes gegen die Versuchung der Mormonensekte, die sich Ende der 1920er Jahre in Ostpreußen ausbreitete und rasch an Boden gewann. Dem naturverwachsenen Dorskocil bleiben harte Schicksalsschläge nicht erspart. Seine demütige Haltung strahlt jedoch Ruhe aus. Der Kampf um die Liebe zu seiner Magd Marte, die er dem Mormonenprediger und seinen „Erweckungen“ entreibt, ist mit Totschlag und Gefängnis verbunden. Doch für ihn wird Marte deshalb nicht zur Sünderin. Dem oft verspotteten Fährmann bleibt die Gewißheit, daß die Schatten über seinem einfachen Leben wieder weichen werden. Dieser Jürgen wird immer ein Suchender sein, der um das für ihn gültige Gottesbild ringt, wofür er keine Amtskirche braucht.

Zu den wenigen Arbeiten, in denen der Dichter vor 1933 unverschlüsselt, ohne abschwächende Symbolik vor ihm beängstigenden Zeiterscheinungen warnte, gehört die Erzählung „Die Gebärde“ (1932). „Liebet euch untereinander“ (SW 7, 605) ist das Motto dieses kurzen Prosastücks, das in erschütternder Form die Judenverfolgungen durch die Nationalsozialisten vorwegnimmt. Diese Geschichte konnte erstmalig endlich 1946 erscheinen.

Und auch einen schon Anfang der 1930er Jahre entstandenen Roman hielt Wiechert zurück: „Der Exote“. Er kam 1951 aus dem Nachlaß auf den Buchmarkt und löste Verwunderung aus. Das sollte von dem stets nach dem Urgrund aller Dinge suchenden Autor Wiechert sein, dieses heitere Buch? Wolf Wildangel, ein Farmer aus Argentinien, kehrt in die kleinbürgerliche Umwelt seiner östlichen Herkunft zurück. Sein Ziel ist es, nun endlich die einstige Jugendliebe Barbara für sich zu gewinnen, die unglücklich verheiratet ist. Das gelingt ihm, nachdem er die Gemüter der Bürger des Städtchens Riechenberg in Unordnung gebracht hat und die Gymnasiasten der Wildwest-Romantik verfallen sind. Es handelt sich bei Wiechert um einen völlig aus dem üblichen Rahmen fallenden Roman, der sich gut liest und zeigt, wie der Dichter nach dem Einbruch seiner bisherigen Lebensordnung den Einstieg in das veränderte schöpferische Wirken fand.

Als einen Rückkehrer-Roman dürfen wir „Die Majorin“ bezeichnen. Der seit zwanzig Jahren totgesagte Bauernsohn Michael Fahrenholz kehrt aus Gefangenschaft und Fremdenlegion doch noch zurück – aber zunächst nicht heim. Er soll sich wieder in eine Welt eingliedern, in der das Erlebnis des Krieges beinahe spurlos vorübergegangen ist. Dieses Wiedereinfinden in das „heile“ bürgerliche Dasein ist eines der zentralen Probleme im Schaffen Wiecherts. Michael strebt als Jäger einem neuen Tagewerk zu. Die ihn liebende, aber dennoch entsagende Gutsherrin ist ihm dabei in mütterlicher Zuneigung behilflich.

Der alte, in Wahnsinn verfallene Vater Fahrenholz zerbricht an dieser „Heimkehr“ des Sohnes. Wessen Name eingemeißelt am Kriegerdenkmal steht, der bleibt für ihn ein Toter. Der im Roman agierende Pfarrer kommt im Gespräch mit Vater Fahrenholz nicht über Phrasen hinaus, die keinen Trost spenden. Deshalb sagt Michael zu ihm: „Der Herr Pastor hat wohl keine glückliche Hand für

solche, die sich nach innen verbluten“ (SW 4, 329). Isoliert von der Gesellschaft sucht der Jäger Michael seinen Weg. Aber er findet zurück zum Sinn der Arbeit und wagt so den Neuanfang, der ihm ohne die Gutsherrin kaum gelingen würde.

Nach den Richtlinien für Frauenschulen wurde 1935 empfohlen, die „Majorin“ in der Obersekunda zu behandeln. Die Rettung eines Verlorenen war ein Thema, das praktischem Christentum entsprach. Jene Mütterlichkeit, die die Witwe des gefallenen Majors ausstrahlt, charakterisiert eine tapfere und fleißige Frau, die selbst zur Entsagung bereit ist. Eine solche Thematik war geeignet, jungen Menschen ethische Werte zu vermitteln. Im Gegensatz dazu gestaltete Wiechert den Sohn der Majorin, einen genußfreudigen Stadtmenschen, dessen Lebensbewältigung fragwürdig bleibt.

Auch die „Hirtennovelle“, eine der schönsten Dichtungen Wiecherts, hat viele Jahre zur Lektüre in Oberschulen und Gymnasien gehört. In dieser Geschichte des Knaben Michael werden die seelischen Nöte eines heranwachsenden jungen Menschen geschildert. Als Hütejunge obliegt ihm Verantwortung, der er gewissenhaft nachkommt. Bereits dem Zwölfjährigen wird die Dorfherde anvertraut, die aus Kühen, Schafen und Ziegen besteht. Michael steigt zum Helden seiner Gemeinde auf, nachdem er als Sieger aus einer Auseinandersetzung mit dem Hirten des Nachbardorfes hervorging. Er ist reif genug, sich den Verlockungen des malenden Mädchens Tamara zu entziehen, das ihn nach der Phantasie nackt gezeichnet hat. Als die Russen bei ihrem Einfall im August 1914 die Idylle des abgelegenen Moordorfes zerstören, versucht der nun Sechzehnjährige ein verirrtes Lamm zu retten und verliert dabei durch den Lanzenstich eines Kosaken sein Leben. Das Holzkreuz trägt die Worte: „Michael / einer Witwe Sohn“ (SW 6, 551). Mit seiner „Hirtennovelle“ schenkte Wiechert 1935 der zeitgenössischen Literatur eine Arbeit mit eindringlichen Naturbeobachtungen. Den moralischen Rang des Bändchens macht die durch die Bibel geprägte Haltung aus.

Um die Jahreswende 1938/1939 hat Wiechert in nur reichlich acht Wochen den Roman „Das einfache Leben“ niedergeschrieben, ein Bekenntniswerk, das noch immer in unsere Tage hinein wirkt. Absage an den Krieg und Flucht in das Reich der Verinnerlichung, ferner Ringen um Glaubensfragen – alle diese Generalthemen Wiechertscher Dichtungen werden im „Einfachen Leben“ gleichermaßen programmatisch dargestellt.

Korvettenkapitän a. D. Thomas von Orla, 45 Jahre alt, gehört zu jenen Offizieren, die das Erlebnis des Weltkrieges in eine tiefe Krise gerissen hat. Die ihn umgebenden Menschen, vor allem seine Frau Gloria, stürzen sich in einen Taumel, um darin Erlösung zu finden. Der Zweifler Thomas aber, der seit seiner Einsegnung nicht mehr in der Bibel gelesen hat, findet ein Wort des Psalmisten: „Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz“. Dieser Satz bildet den Prüfstein, an dem Orla sein ihm fragwürdig gewordenes Leben abwägt. Vor der Wahrheit dieses 90. Psalms, so erkennt er, gibt es kein Ausweichen. Der Pfarrer, an den er sich wendet, sagt ihm:

„Vier Jahre haben wir seinen Namen mißbraucht, nun wollen wir ihn vier Jahre verschweigen. Wir haben getötet, und nun wollen wir arbeiten, schwer und keuchend und schweißbedeckt, nichts als arbeiten. Und dann wollen wir sehen, ob wir wieder würdig sind, seinen geliebten Namen auszusprechen“ (SW 4, 380).

Diesen Weg, den Weg in ein dienendes Leben, geht Thomas von Orla. Er will etwas tun, bei dem es ihm möglich sein müßte, auch wieder ein fröhliches Herz zu gewinnen. Erfüllt von Hingabe widmet sich Thomas seinem Tagewerk als Fischer. Dafür ist er von Berlin nach Ostpreußen übersiedelt. Er liebt nun sein einfaches Leben, das kaum noch Beeinflussung von außen kennt. Seine Geborgenheit in der Natur und sein Wunsch, nichts mehr besitzen zu wollen, führen letzten Endes auch zur Entsagung in der Liebe (Marianne von Platen).

Nach Jahren findet Orla Ruhe, nun aber nicht mehr in Gott. „Ich glaube, daß ich ein Gesicht jenseits von Fluch und Dank finden werde, ja, nicht einmal ein Gesicht, sondern nur ein Gesetz. Ein Gesetz hat kein Gesicht. Vor ihm sind alle Sterne und Tiere gleich, alle Menschen und Bäume. (...) Wenn wir die Welt aus der Liebe Gottes herausnehmen, bekommt sie einen Sinn“ (SW 4, 620/621). So, wie Wiechert in dieser Zeit, liest auch Thomas von Orla weiter in der Bibel, denn „das würde ihm sehr traurig an einem Menschen vorkommen, (...) wenn er über die Bibel hinwegkäme. Ebenso traurig, wie wenn jemand über seine Mutter hinwegkäme“ (SW 4, 678).

„Das einfache Leben“ aber konnte ich schreiben. (...) Für die anderen war es ein Buch wie andere Bücher, nur noch stiller, noch innerlicher, und ich wußte damals noch nicht, welch ein Trost es für Unzählige werden würde. Für mich aber, als ich es schrieb, war es mehr. Es war „mein“ Buch, das einzige meiner Bücher vielleicht, das ganz mein war. (...) Es war ein Traumbuch, in dem ich mich mit Flügeln über diese grauenvolle Erde hinaushob. (...) Mit ihm baute ich noch einmal eine Welt auf, nachdem die irdische mir zusammengebrochen oder schrecklich entstellt worden war. Nicht eine wirkliche, aber eine mögliche, und jede mögliche Welt ist auch eine wahre Welt. Ich umfing alles mit Liebe (...)

Ernst Wiechert, Jahre und Zeiten (SW 9, 688/689)

Die Freunde des Dichters werteten „Das einfache Leben“ als ein Werk, mit dem Wiechert der „befohlenen Welt“ des NS-Regimes trotzte. Unbestreitbar ist dieses Buch auch Gegenbild einer Welt, in der Macht und Gewalt triumphierten, Kriegsbegeisterung geschürt, das Menschliche getötet wurde. Dieses Zeugnis hat Ermutigung gegeben. Aber wie sollte mit seiner Hilfe die haßerfüllte Gegenwart überwunden werden? Durch ein dienendes Leben – fernab von der Welt, gleichsam auf einer „Insel“. Die Welt, in der Bewährung im Sittlichen unmöglich ist, kann Thomas von Orla zwar nicht mehr beeinflussen, aber er wirkt auch nicht in sie hinein. Er ändert nicht, er isoliert sich von ihr.

Wiechert befürwortete eine patriarchalische Welt, die der Glanz vergangener Jahrhunderte umgibt. Sein Konzept vom „einfachen Leben“ ist auch nicht frei von einem gewissen Elitebewußtsein: nur wenige Auserwählte vermögen es, sich in die Stille zu retten. So sehr das subjektiv ehrliche Wollen des Dichters, im Innern des Menschen einen Damm gegen die Unmenschlichkeit zu errichten, Würdigung verdient: Sein Programm der Verinnerlichung hat die Desorientierung im deutschen Bürgertum gerade mit diesem Buch vom „einfachen Leben“ verstärkt. Die Anziehungskraft dieses Romans läßt sich nur aus den politischen und literarischen Verhältnissen im Dritten Reich erklären. Es war für die Menschen in einem totalitären Staat nicht nur ein ungewöhnliches Geschenk, sondern ein Stück Lebenshilfe und Hoffnung.

Ernst Wiecherts Roman „Die Jeromin-Kinder“ ist in den Jahren 1940/1941 entstanden. Das Buch erhielt damals keine Druckgenehmigung, die Empfehlung lautete: er möge doch einmal etwas „Fröhlicheres“ (SW 9, 699) schreiben! Den Ermunterungen von Max Picard ist es zu verdanken, daß der Dichter die ursprünglich abgeschlossene Familiengeschichte der Jeromins über den Ersten Weltkrieg hinaus weitergeführt hat. Das Manuskript des zweiten Bandes wurde im Juli 1946 beendet und erhielt zunächst den Titel: „Die Furchen der Armen“. Seit 1948 liegt die einbändige Gesamtausgabe dieses Entwicklungs- und Erziehungsromans vor: „Die Jeromin-Kinder“.

Jons Ehrenreich, das jüngste der sieben Kinder des Köhlers Jeromin, steht nicht allein im Mittelpunkt des Buches. Wiechert verknüpft das Dasein der gesamten Köhlerfamilie mit manchen

Zeitereignissen in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, wie sie vor allem die Menschen des ostpreußischen Dorfes Sowirog erlebt haben. Neben dem alten Lehrer Stilling ist es Vater Jakob, der in seiner schlichten Frömmigkeit dem Kinde Jons zum Vorbild wird. Für diesen Köhler gibt es an den Aussagen der Bibel nichts zu deuten; sie bestimmt Tun und Lassen sein ganzes Leben lang. Der plötzliche Tod eines Bruders ruft in Jons Bitterkeit hervor, in der er mit Gott zu rechten beginnt. Das Motto des Buches, ein Satz aus Hiob 37 („Um Gott her ist schrecklicher Glanz“) führt bei dem jüngsten Jeromin zu tiefen Zweifeln. Er fühlt sich im Laufe seiner weiteren Entwicklung ständig den Qualen der Gottesleugnung ausgesetzt.

Aus der Stille der Wälder und Moore muß Jons in die Welt hinausgehen. Stilling ermöglicht ihm den Besuch des Gymnasiums in der Kreisstadt. In seinem ersten Konzert lauscht Jons den Klängen, die ein klavierspielendes Wunderkind hervorzaubert. Immer stärker quälen den Heranwachsenden Lebensfragen, auf die er selten befriedigende Antworten findet. Der Weltkrieg erreicht 1914 auch den „Eulenwinkel“ (Sowirog) und fordert seine Opfer. Das Herz des Landsturmmannes Jakob Jeromin trifft eine verirrte Kugel.

Als Kriegsfreiwilliger kämpft Jons in den Karpathen sowie in Galizien und wird verwundet. Für ihn ist der Krieg ein Fluch. Den Wunsch, einmal Theologie zu studieren, gibt er auf; er möchte Armenarzt werden, um auf diese Weise den entthronten Gott durch die Bereitschaft zu dienender Nächstenliebe zu ersetzen. Zwanzigjährig kehrt Jons aus dem Völkermorden heim. Wenn es nach den Wünschen und Hoffnungen ginge, die die Seinigen an ihn stellen, dann sollte er zu denen gehören, die einmal die Welt bewegen. Daran liegt Jons wenig.

Im zweiten Band der „Jeromin-Kinder“ ist es der jüdische Arzt Dr. Lawrenz, der Jons die Erkenntnis vermittelt, daß der Mensch dem Menschen wieder Bruder werden muß, um eines Tages Liebe und Versöhnung säen zu können. Den Weg des Studenten begleiten seine Mutter Marthe, der verkrüppelte Bruder Christean sowie der ein wenig wunderliche Gutsherr von Balk, dem Sowirog und seine Bewohner verpflichtet sind. Nach mühevollen Ausbildungsjahren, von Balk finanziert, kehrt Jons ins Heimatdorf zurück und wird wie ein König empfangen. Zum Helfen berufen, hofft er, hier das Samenkorn der Gerechtigkeit und Wahrheit zu finden. Die Liebe seines Gesetzes aber wird, wie die des Thomas von Orla im „Einfachen Leben“, ihren Ausgang nicht mehr in der Liebe Gottes nehmen.

Die Jahre gehen über Sowirog hin und der Terror der Nationalsozialisten erreicht auch dieses Dorf. Jons steht den Leidenden bei und weiß um seine Aufgaben gegenüber den ihm als Landarzt anvertrauten Menschen. Der Roman „Die Jeromin-Kinder“ wurde Wiecherts Vermächtnis an die Heimat, sein Ostpreußen. Bewegt lesen wir noch heute im Nachwort: „Den dritten Band dieses Buches hat die Geschichte geschrieben, mit schweren und grauenvollen Buchstaben, und es ist keiner Dichtung das Recht gegeben, über dieses Grauen den Schimmer der Verklärung zu legen“ (SW 5, 978).

Eine schwermütige Stimmung durchdringt diese Familiengeschichte, in der Wiechert eine Fülle ganz unterschiedlicher Charaktere zum Leben erweckt. Sie verzehren sich in Demut in ihrem einfachen ländlichen Dasein oder sind bereit, dagegen aufzubegehren und auszubrechen. Die Gespräche zwischen Dr. Lawrenz und Jons über das Judentum²³, das so gegensätzliche Handeln der beiden Pfarrer Agricola und Tobias und die damit verbundenen ausführlichen Betrachtungen über christliche Fragen bereichern den Gang des Geschehens. Des Autors liebevolle Anteilnahme an der so unterschiedlichen Entfaltung der Jeromin-Geschwister und am Dorfleben dieser auf der Landkarte kaum zu findenden Siedlung, nicht zuletzt aber auch die einprägsame Schilderung von Landschaftsbildern zeugen von einem tiefen Verständnis Wiecherts für die Menschen in Masuren.

Über allem liegt ein Hauch östlicher Mystik, ähnlich wie bei dem Schlesier Hermann Stehr (1864–1940), der seinerzeit am abschließenden Band des Romanwerkes „Das Geschlecht der Maechler“ arbeitete und ihn nicht mehr vollenden konnte. „Die Jeromin-Kinder“ werden lebendiges Zeugnis einer Zeit bleiben, die auch bei den Nachgeborenen nicht in Vergessenheit gerät.²⁴

Für Wiechert war es wohl eine moralische Verpflichtung, sich in seinen nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Prosawerken solchen Themen zuzuwenden, die mit dem Grauen der verflochtenen zwölf Jahre zusammenhingen. 1946 konnte endlich „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“ erscheinen, jene verschlüsselte Novelle aus dem Jahre 1937, in der Vasudevas Kampf gegen den unmenschlichen König mit dem Opfertod endet. Wiechert lag daran, sich an der Aufarbeitung der unmittelbaren Vergangenheit zu beteiligen. Schon sein wiederholtes Einmischen in Tagesfragen machte dies deutlich.

Damals entstanden die Erzählungen „Der Richter“ und „Die Mutter“. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erschießt Jugendführer Christean, der Sohn des Oberamtsrichters, einen ehemaligen Freund, der jetzt zu den Gegnern des Regimes gehört. Christeans Verbrechen wird als solches nur von seinem Vater bezeichnet. Es braucht Zeit, bevor der verblendete Junge seine Schuld erkennt. Der Vater des Ermordeten spricht diese Sätze: „(...) der Herr Richter möchte seinem Sohn sagen, daß er es nicht allein war. Gewalt kommt von Tausend oder Hunderttausend, und nur Buße kommt von einem Herzen, das allein ist“ (SW 7, 760). Bei Kriegsausbruch überschreitet Christean die Landesgrenze und geht „hinaus in die Buße“ (SW 7, 762). Der Vater aber legt sein Richteramt nieder. „Wo ein Richter sein soll, (...) muß ein Recht sein. Und wo ein Recht sein soll, muß gerichtet werden. Wo aber nicht gerichtet wird, ist auch kein Raum weder für ein Recht, noch für einen Richter“ (SW 7, 762).

In „Die Mutter“ hat ein Sohn seine Mutter wegen ihrer politischen Äußerungen angezeigt. Sie wird deshalb eingesperrt. Nun kehrt die Mutter zurück. Am Tisch des Sohnes sitzen amerikanische Soldaten. Den Siegern gegenüber nimmt die Mutter den Sohn in Schutz, ihre Lüge verhindert seine Inhaftierung. Die Mutter fühlt, wie er gelitten hat um seine Schuld. An einer Stelle lesen wir: „Man spricht am Abend anders als am Morgen. (...) Und nach dem Kriege anders als vor dem Kriege, meine Kinder“ (SW 7, 769).

Ernst Wiechert ist in seiner überhöhten und symbolträchtigen Sprache an die Behandlung solcher Stoffe herangegangen. Das las sich natürlich anders als bei Wolfgang Borchert (1921–1947) und anderen Vertretern der jüngeren Autorengeneration, die unter dem Einfluß des Literatur-Imports aus Amerika standen. Und daß namhafte Repräsentanten der Exilliteratur an die Offenlegung der NS-Diktatur weniger poesievoll herangingen, sollte sich auch bald zeigen. Ein so sensibler, in sich versponnener Dichter wie Wiechert konnte einfach nicht aus seiner Haut schlüpfen. Das sollte sich dann auch beim Roman „Missa sine nomine“ deutlich zeigen.

Sein letztes Buch war ein Testament, nicht nur, weil Ernst Wiechert ahnte und dann wußte, daß dieser Roman seine letzte Arbeit sein würde, sondern vor allem auch, weil er von einem bestimmten Augenblick an Dichtung als einen Dienst ansah und den Dichter in der Welt und also auch sich als jemanden empfand, der einen ihm anvertrauten Auftrag zu erfüllen hatte, einen undogmatischen, unpolitischen, durch Doktrinen irgendwelcher Art weder begrenzt noch präzisiert; und doch zugleich einen missionarischen und politischen im weitesten Sinn der Worte: die Bewahrung des Menschlichen, die Heilung des verletzten und immer mehr gefährdeten Menschenbildes (...).

(Walter Bauer) im Nachwort der „Sämtlichen Werke“ von Ernst Wiechert (SW 10, 952)²⁵

Freiherr Amadeus ist aus dem Konzentrationslager entlassen und beginnt nach dem Kriege in Zurückgezogenheit ein neues Leben. Auch das Wiedersehen mit seinen Brüdern Erasmus und Ägidius von Liljecrona löst ihn nicht aus seiner Vereinsamung. Ein Stück Familienbesitz in der Rhön ist ihnen, den Ostflüchtlingen, geblieben. Förster Buschan hatte als Parteimitglied den Freiherrn Amadeus denunziert und ins Lager gebracht. Die Förstertochter Barbara haßt Amadeus nach seiner Rückkehr. Für sie und ihre verblendeten Helfershelfer ist er ein Verräter. Die noch unreife Siebzehnjährige – sie erwartet ein Kind – erlebt eine schwere seelische Niederlage und wird in dieser Situation von Amadeus aufgefangen und zur Demut zurückgeführt. Die Kraft der Liebe überwindet Zerstörung und Zersetzung.

Gottsuchern stehen Zweifelnde gegenüber, Schuldbeladene finden Vergebung und sind bereit, sich in einem neuen menschlichen Dasein zu bewähren. Den einfachen, in tiefer Gläubigkeit wurzelnden Menschen verkörpert der alte Kutscher Christoph. „Meine Augen sind im Glauben, und wer im Glauben ist, hat nicht Angst“ (SW 6, 102). Die Welt derer von Liljecrona ist eine Welt der Menschlichkeit, eine Insel des verinnerlichten Daseins unter patriarchalischem Gesetz.

Zu den eindrucksvollsten Stellen des Buches gehören die im Leid geborenen Weisheiten des jüdischen Kleinhändlers Jakob und die Erzählungen des Kutschers Christoph an den Weihnachtsabenden. Pfarrer Wittkop, ebenfalls Flüchtling, will zunächst kein Amt mehr haben. Er sticht Torf im Moor, damit die Kinder nicht frieren müssen. Für ihn symbolisiert auch die Arbeit mit dem Spaten ein Stück Christentum. Nach seiner Auffassung hat das Wort Gottes viele Facetten, die nicht nur an die Ordnung der Kirche gebunden sind. Man könnte meinen, hier die Rückkehr zu einem Stück Urchristentum zu erleben.

Das Menschenbild in der „Missa sine nomine“ kommt aus der Bibel. Auch wenn in diesem Roman Bibel und Märchen dicht beieinander sind, findet der Leser Antworten auf eine Vielzahl von Fragen, die uns etwas von der Leidenschaft und Tiefe des Wiechertschen Glaubens vermitteln.

Wiechert hat den Roman als Schwerkranker niedergeschrieben. Ihm fehlte zuletzt die körperliche Kraft, um an allen Stellen die Ausgewogenheit früherer Bücher zu erreichen. Das nehmen ihm manche Kritiker bis in unsere Tage übel und rügen gewisse Handlungsklischees. Für alle Wiechertfreunde bleibt die „Missa sine nomine“ das Vermächtnis eines Dichters, der in diesem „Abschiedsgesang“ seine Lebensauffassung nochmals zusammengefaßt hat.

Den Streifzug durch Wiecherts Prosadichtungen sollen seine „Märchen“ beschließen. „Dieses Buch ist im letzten Kriegswinter begonnen worden, als Haß und Feuer die Erde und die Herzen verbrannten. Es ist für alle armen Kinder aller armen Völker geschrieben worden und für das eigene Herz, daß es seinen Glauben an Wahrheit und Gerechtigkeit nicht verlor“ (SW 8, 9). Die „Märchen“ wurden dem Gedächtnis des Malers Leo von König gewidmet, und ein anderer Maler – Hans Meid (1883–1957) – schuf mehr als 200 einfühlsame Illustrationen, die seitdem manche Ausgabe begleiten. Der Dichter erfüllte sich in den Monaten des Grauens mit diesem Buch, das 40 Märchen enthält und zunächst auf zwei Bände verteilt war, einen seit langem gehegten Wunsche. Als er mit der Niederschrift begann, lag in Reichweite unter dem Kissen seine Pistole. Er galt gegenüber dem Volkssturm als krank und arbeitsunfähig und hätte sich zur Wehr gesetzt, wenn er von den Häschern bei der Arbeit aufgespürt worden wäre. Eine ganz ungewöhnliche Atmosphäre für die Geburt von Kunstmärchen!

In der Endphase des Ersten Weltkrieges haben Hermann Hesse und Manfred Kyber (1880–1933) ebenfalls „Märchen“ geschrieben, deren Gestalten andere Heldentaten und seelische Entwicklungen vorgegeben sind als bei Wiechert. Aber schon und gerade in dieser Zeit verspürten Schriftsteller das innere Anliegen, ihre durch das Kriegserleben sie bedrückende Not zu lindern,

indem sie sich in eine imaginäre Welt flüchteten. Ernst Wiechert befand sich also in keiner schlechten Gesellschaft.

Er bettete den Kampf um die Gerechtigkeit, den er damals führte, in die Märchenwelt ein, wo bei ihm das Gute siegt. Es war seine Flucht vor der unkalkulierbaren Wirklichkeit, eine Rückkehr in die Wälder, an die Waldseen und Moore, wo Mensch und Natur wie in seinen Romanen eins werden. Und natürlich bleibt auch hier die Stadt ein Gegenpol. Stets dort erwarten den Helden die schwersten Prüfungen. Immer wieder geht es darum, ein reines Herz zu gewinnen und sich zum Guten zu wandeln. Zur Grundmelodie dieser Märchen, die wir hier nicht interpretieren können,²⁶ gehören die Tränen der Leidenden, deren heilende Kraft wirksam wird. Eine wesentliche Rolle spielt in einigen Märchen die Mutter, denn: „Das Wärmste auf dieser Erde ist das Mutterherz“ (SW 8, 56). Vielleicht berühren diese keineswegs anspruchslosen Wiechert-Märchen doch stärker die Erwachsenen als die Kinder, weil das Kindliche in der Welt der Wunder und Zauberer zu stark der subjektiven Lebenssicht des Dichters untergeordnet wird.

Der Dramatiker

Mit den Werken, die Ernst Wiechert für das Theater geschrieben hat, blieb ihm ein anhalten-der Erfolg versagt. Sie standen kurze Zeit im Blickfeld der Öffentlichkeit – dann erlahmte rasch das Interesse. Der Dichter war kein Bühnenautor. Seinen Dialogen fehlt die Kraft vorwärtsdrängender Auseinandersetzungen. Schwerpunkt der „armen“ Handlungen bleibt immer das schwer-mütige, nach innen gerichtete Gespräch. Es sind meist Stoffe seiner erzählenden Prosa, die Wiechert auf die Bühne gebracht hat. In einigen Fällen leistete er eine gewisse Pionierarbeit, wenn wir an die Entwicklung der Hörspielkunst im Rundfunk denken und uns vergegenwärtigen, welche Bedeutung in den 1930er Jahren der Laienspielbewegung zukam.

Der Mitteldeutsche Rundfunk hat am Silvesterabend 1932 „Das Spiel vom deutschen Bettelmann“ gesendet. Im Mittelpunkt steht Hiob, der gleichnishaft das Schicksal eines Niedergangs erlebt, in den er mit Frau und Kind hineingezogen wird. Es bleibt nach einem verlorenen Krieg nichts vom Leben in aller Herrlichkeit. Hiobs Spekulationen gehen nicht in Erfüllung. Als Krüppel muß er Hof und Land dem Auktionar überlassen. „Wir gehn ohne Ernte und ohne Samen, / wie aus der Mutter Leib wir kamen: / ein Mann, ein Weib, ein säugend Kind, / drei welke Gräser in Gottes Wind“ (SW 10, 22). Vor Paulus steht Hiob mit den Seinen als Bettler. Im Kerker verkündet ihm „Die heilige Stimme“, wie sich sein Leben vollenden wird.

Wirst nun eingehen in der Toten Heer,
wirst nun tragen eine andere Wehr.
Die Toten stehn auf aus Meer und Feld,
werden kämpfen gegen den Herrn der Welt,
daß das Kind wieder hebe die weiße Hand,
daß Christus wieder gehe durchs Land. (SW 10, 31)

Mit dem Grundanliegen dieses Spiels traf Wiechert die Empfindungen vieler Menschen, die sich in dieser Zeit – wie auch immer – aus einer religiösen Stimmung heraus nach einer Verän-

derung der politischen Gegebenheiten sehnten. Es ist Wiechert verübelt worden, daß er vom deutschen Volk nur ein Bettlerbild gezeichnet hat und man wollte deshalb „Verse der Gegenwart“ (SW 10, 741) anhängen, wogegen sich der Dichter energisch wehrte.

Wiechert nutzte die akustischen Möglichkeiten des Funks, um so die Wirkung bestimmter Szenen zu erhöhen. „Das Spiel vom deutschen Bettelmann“ gehörte einst zu den Gipfelwerken der Hörspielkunst in Deutschland. Die Erstausgabe (1933) des Textes, versehen mit elf holzschnittartigen Bildern von Willi Harwerth, blieb eine bibliophile Kostbarkeit.

Das Schauspiel in vier Aufzügen „Der verlorene Sohn“ ist ein abendfüllendes Werk. Die Uraufführung erfolgte am Bußtag (21. November 1934) am Reußischen Theater in Gera und am Stadttheater in Altona. Ein Jahr später haben sich das Münchener Residenztheater und Saarbrücken, 1936 Koblenz und 1938 das Deutsche Theater in Berlin (Regie: Heinz Hilpert) weiteren Aufführungen angenommen. Die Aufnahme beim Publikum und der Kritik war geteilt: was hier geboten wird, hat den Charakter eines Mysterienspiels, in dem es um die Glorifizierung von Muttertum und Heldentum geht. Fronterlebnisse werden biblisch gedeutet. Das Geschehen lebt von einzelnen Stimmungen, die ihren Ursprung stets im Religiösen haben. Wiechert interpretiert das Gleichnis vom verlorenen Sohn neu: der kehrt sich ab vom Vater und wendet sich der Mutter zu. „Der Krieg ist nur eine Sache zwischen Müttern und Söhnen“ (SW 10, 67).

Johannes, der Müllersohn, wächst in einer lieblosen, von Zwietracht erfüllten Umgebung auf. Vater und Bruder Leberecht mögen ihn nicht. Nur die Mutter und Knecht Kilian mit dem „zweiten Gesicht“ billigen das träumerische Herangehen des Jungen an die Welt. Die Mutter kann nicht ohne Johannes sein. Der verläßt jedoch die Familie, als der Krieg 1914 ausbricht, wandert zunächst mit seiner Zither umher und landet in einem Wirtshaus. Hier macht ihm der verkrüppelte Soldat Andreas verständlich, daß eines Tages nur die Front seine Heimat sein wird. Dort müsse er sich bewähren, damit er seiner Mutter als wiedergeborener Sünder in die Augen schauen könne. Leberecht, der den Krieg nur von der Etappe her kennt, fällt beim Bombenangriff auf einen Munitionszug. Der Vater ist an den Rollstuhl gebunden – unerbittlich in seinen lieblosen Ansichten. Johannes hat nach zwei Jahren Front einige Tage Urlaub bekommen. Er möchte bei der Mutter bleiben, sie aber schickt ihn zurück. Die Mutter: „Du selbst hast es gesagt, Johannes: daß sie tot waren und lebendig geworden sind! Denn das ist das Evangelium ... nicht, daß sie lebendig bleiben und sterben ...“ (SW 10, 93).

Das Schauspiel schließt mit einer visionären Szene: heimkehrende Soldaten und ihr Offizier ziehen an der Mühle vorüber und grüßen die Mutter, die sich ihrem gefallenen Johannes verbunden fühlt: „Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden ... er war verloren und ist wieder gefunden worden“ (SW 10, 113)!

In der Beurteilung wird man diesem Bühnenstück Wiecherts nur gerecht, wenn man es aus der Zeit heraus zu verstehen versucht, in der es entstanden ist. Es gehörte zum literarischen Alltag der konservativ-völkischen Autoren, in ihren Arbeiten das Fronterleben dichterisch zu überhöhen und romantisch zu verklären. Nur stand im Gegensatz zu Wiechert in der Regel das Heldische stärker im Vordergrund. Wiechert griff stofflich im „Verlorenen Sohn“ noch einmal auf den „Jedermann“-Roman zurück. Vielleicht ist die Ermunterung dazu von Heinrich XLV. Erbprinz Reuß (1895-1945) ausgegangen. Als Theaterliebhaber und Förderer stellte er sein Haus zur Verfügung, in dem auch schon Werke von Ernst Barlach und Carl Zuckmayer zum Repertoire gehört hatten.

Ernst Wiechert schrieb Mitte der 1930er Jahre mehrere kleine Spiele. Davon ist nur „Die goldene Stadt“ in die Werkausgabe (1957) aufgenommen worden. Es handelt sich um eine Hörspielkantate (Laienspiel) aus dem Bergmannsleben. Erwin Kroll (1886-1976), ein Freund Wie-

cherts seit der Königsberger Zeit, vertonte diese Legende. Wie im „Bettelmann“-Spiel ist es wieder ein Suchender, der trotz seines Fleißes im Schacht nicht das ersehnte große Glück – die soziale Gerechtigkeit – findet, von seiner Mutter als „goldene Stadt“ erträumt.

Dem Sohn (Bergmann) sind nur kurze Ehefreuden vergönnt. Er erlebt den Krieg und kehrt in die zerrissene Heimat zurück, in der es für ihn keine Frau und kein Kind mehr gibt. Arm und allein reiht er sich als Kumpel wieder in die Schar der Bergleute ein, die schon vor dem Kriege dieses Liedlein sangen:

Wir sind die schwarzen Proleten,
wir wohnen im Schloß zum Schacht.
Wir lassen den Pfarrer beten,
wie schön Gott die Welt gemacht.
Für die Reichen gibt's Sonne und Braten,
für uns gibt's Mondschein und Brot,
und wollen wir nicht, kommen Soldaten
und schießen uns gerne tot. (SW 10, 127)

Der Bergmann wird verschüttet und stirbt im Schacht. Er begegnet Gottvater und spricht mit ihm über die neue Erde, wie er sie sich erträumt:

Nur Vögte und Sklaven soll es nicht geben!
Und das Recht soll sitzen auf seinem Thron!
Und Gewalt sollst du löschen! Und Lüge und Fron!
Und in der neuen Erde Raum
pflanzen den goldenen Freiheitsbaum!
Dann wird die Arbeit sein ein herrlich Los, (...)
Und trägt deine Welt auch noch Jammer und Pein,
so wird sie doch ohne Knechte sein! (SW 10, 146)

In seinem Grundanliegen muß man „Die goldene Stadt“ als eine Vertiefung der Ideen aus dem „Bettelmann“-Spiel betrachten. Wenn „Der Herr“ am Ende des Stückes sagt: „Aber das hab' ich nicht gewollt, / daß ein Mensch des andern Knecht sein sollt“ (SW 10, 146), dann finden die vom Bergmann visionär vorgetragene Forderungen zumindest Beachtung. Gottvater wird in diesem Spiel nicht verdammt, er bleibt den Menschen als Gesprächspartner erhalten.

Das sieht in der 1943 entstandenen „Totenmesse“ ganz anders aus. Wiechert hat diese ebenfalls in eine Hörspielform gegossene Dichtung dem Gedächtnis seines befreundeten Lehrerkollegen Dr. Ernst Georg Handschuck gewidmet, der 1942 als Reserveoffizier in Rußland fiel. Vorwiegend kirchliche Kreise haben in der „Totenmesse“, die erst 1945 in der Schweiz erscheinen konnte, eine Gotteslästerung gesehen und dies dem Dichter verübelt. Der ausgesprochene Zweifel an Gottes Gerechtigkeit wurde als Mangel an Ehrfurcht und Frömmigkeit gerügt. Gottvater ist entsetzt über das Kriegsleid, dessen Verhinderung ihm mißlang. Die „Große Hure Babylon“ und der Tod rafften sieben Söhne einer Mutter hin, der jüngste mußte im Kerker verderben: „Hat seine Hand erhoben für die Gerechtigkeit, / aber Gerechtigkeit bringt Herzeleid“ (SW 10, 170).

Der Mensch ist zum Mörder geworden. Die Mutter: „So will ich Gott und dem Heiland fluchen / und meinen Trost in der Grube suchen“ (SW 10, 173). Sie klagt im Namen der „Totenkinder“ Gott

an und möchte wissen, ob er dazu sagen kann: „Es war wohlgetan“ (SW 10, 177). Als Gottvater davon erfährt, daß Wald und Felder wieder grünen, ist er verzweifelt über den Hass, dem die Liebe auf der Erde erlag. Der Heiland sagt ihm: „Auch Gott kann irren, auch Gott hat gefehlt, / als er am Öberg sich mit Angst gequält“ (SW 10, 178). Neben dem Tod wenden sich Sorge, Schuld und Not der Mutter im Bettlerkleid zu, um ihr zu helfen. Sie verliert den Glauben an die neue Erde nicht: mag es auch hundert Jahre dauern, bis der Hass erlischt, dann „nimmt Gott uns wieder in der Völker Schoß“ (SW 10, 188).

Den Sprechchören kommt in dieser Dichtung eine besondere Bedeutung zu. Der Komponist Joseph Haas (1879-1960), ein bedeutender Schüler von Max Reger, hat die „Totenmesse“ (Op. 101) bereits 1945 vertont. Zwei Jahre später legte er eine umgearbeitete, erweiterte Fassung vor. Es wäre eine verdienstvolle Aufgabe, den Kantatendichtungen Wiecherts, die dem Charakter von Oratorientexten entsprechen, in den jeweiligen Vertonungen eine Wiedergeburt zu bereiten.

Das gilt auch für das unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg vorgelegte Märchenspiel „Der armen Kinder Weihnachten“, das uns mit gleichem Titel im „Märchen“-Band begegnet. Die Uraufführung erfolgte im Dezember 1946 am Stadttheater in Regensburg und der Freien Bühne Württemberg in Stuttgart. Herbert Brust (1900-1968), Komponist des „Ostpreußenliedes“, schrieb Musik zu diesem Wiechert-Spiel. Brust hat auch noch andere Werke von Wiechert vertont.

Auf dem Christmarkt in der Ruinenlandschaft treffen Bruder und Schwester drei in Lumpen gekleidete Kinder. Sie betteln, zwielichtige Gestalten werben mit Verlockungen, die nichts Gutes versprechen. Elternlos leben die Geschwister beim Knecht Martin und der Muhme, die einen Hexentext betet. Sie ist alt und böse, schickt die Kinder zum Holzsammeln in den verschneiten Wald, dort sollen sie das Kindlein Friedebald suchen, bei ihr gibt es keinen Christbaum! Vater Martin, wie sie den Knecht nennen, vertraut den Geschwistern drei Säckchen mit Gaben an, damit sie auf dem Wege Gutes tun können. Bruder und Schwester bestehen die Bewährungsproben und finden den Eingang zur Hütte. Dort begegnen sie der „heiligen Familie“. Die Frau spricht zu ihnen: „Wie das Kind ich halte in meinen Armen, / so wird Gott sich wieder der Erde erbarmen“ (SW 10, 322). Ein die Hütte betretender Wolf wird in einen Holzklotz verwandelt, denn: „Was sind alle blutigen Wölfe der Welt / vor dem Kind, das die Christrose in den Händen hält“ (SW 10, 330)?

So werden Leid und Trauer schwinden und es wird wieder eine Weihnachtszeit kommen, in der die Kinder nicht verloren sind, weil die Macht der Liebe siegt. Dieses Märchenspiel zeichnet eine überzeugende ethische Kraft aus. Wiechert ist trotz vieler bitterer Erfahrungen nicht in der Hoffnungslosigkeit versunken.

„Okay oder Die Unsterblichen“, jene „ernsthafte Komödie in drei Aufzügen“, deren Niederschrift Ernst Wiechert schon am 13. September 1945 beendete, ist nach unserem bisherigen Erkenntnisstand auf keiner deutschen Bühne gespielt worden. Aufführungen fanden 1946 in der Schweiz (Bern, St. Gallen, Baden) statt, 1947 sind Vorstellungen in Mailand belegt. Es war damals problematisch, ein Theater für zeitgenössische Stücke zu gewinnen, wenn vordergründig Kritik an einer Besatzungsmacht geübt wurde.²⁷

Hinzu kam, daß in München die Information Control Division (ICD), das für die Umerziehungspolitik zuständige Kontrollamt, offiziell Anstoß an dieser Tragikomödie nahm. Die amerikanische Besatzungsmacht fühlte sich diskreditiert, weil die Art und Weise, wie Wiechert den Entnazifizierungsprozeß behandelte, keineswegs ihrem Konzept entsprach: hier wurden zu deutlich und öffentlich Versäumnisse angesprochen! Erst 1948 erfolgte die Aufhebung eines Aufführungsverbots. Da waren inzwischen die Menschen und Theater an vielem interessiert, aber nicht mehr an einem Theaterstück mit unliebsamer Thematik.

Die „Unsterblichen“ bei Wiechert sind die Gestrigen, die ihre braune Vergangenheit nicht überwunden, sondern nur übertüncht haben und weiterhin einflussreiche Posten besetzen. Der Journalist Lobedanz, zwölf Jahre Parteiarbeiter und Schreiber von Leitartikeln sowie Oden an den Führer, konnte im Sommer 1945 rasch wieder Fuß fassen. Er gibt als Chefredakteur eine Neue Deutsche Zeitung heraus. Sohn Helge ist – bis zu seiner Verhaftung – ein Werwolf, Tochter Gudrun das Liebchen eines Sergeanten der US-Army. Zur Familie gehören neben der Mutter Anna noch deren Bruder Joseph Schattenhuber. Für den aus dem KZ Heimgekehrten finden sich keine sinnvollen Beschäftigungen, nicht einmal Kleidungsstücke, damit er seine traurige Vergangenheit auch äußerlich ablegen kann. Schattenhuber dichtet Verse und sieht in dieser Flucht die einzige Erfüllung.

In solchem Umfeld bleibt nicht aus, daß mancher versucht, den Nachbarn zu denunzieren. Zunächst trifft es den eher „harmlosen“ ehemaligen Blockwart Balzereit, dessen hilfsbereite Frau fast zur Familie Lobedanz gehört. Sie vertritt die „kleinen Leute“. Wiechert läßt sie im Berliner Dialekt sprechen und schreibt ihr szenenbestimmende, ausufernde Texte zu, deren lobenswerte Lebensphilosophie durch das Schwadronieren immer unangenehmer wird. Am Ende des Stückes denunziert Anna ihren Mann, damit er in einem Erziehungslager zur Besinnung kommt, weil sie sich sonst vor einer gemeinsamen Zukunft fürchtet. Auch da ist Opportunist Lobedanz noch immer nicht in der Lage, auf das Phrasenhafte seiner Ansichten und im Gespräch zu verzichten.

Die vier Vertreter der amerikanischen Besatzungsmacht im Figurenensemble bleiben farblos. Die Reaktion des angeheiterten Sergeanten Macpherson bei Lobedanz im Zimmer, wo sich auf der Rückseite eines Lincoln-Bildes ein Hitler-Porträt verbirgt, wirkt unglaubwürdig. Wir müssen die guten Absichten Wiecherts anerkennen, diese damals brisanten Entnazifizierungsvorgänge auf seine spezifische Art zu unterstützen – gelungen ist das mit der Tragikomödie „Okay“ nicht! Ein übler Beigeschmack haftete allen Vorgängen an, die mit Denunziationen zusammenhängen.

Es ist nicht damit zu rechnen, daß sich die beiden abendfüllenden Bühnenwerke von Ernst Wiechert ihrer Thematik wegen je wieder beleben lassen. Aber Aufführungen seiner Hörspielkatalogen, zumal in den vorliegenden überzeugenden Vertonungen, würden eine Bereicherung darstellen. In diesen einst aktuellen Stoffen werden auch zeitlose, immer gültige Fragen angesprochen, die unser Empfinden und Denken weiterhin berühren.

Der Lyriker

Ernst Wiechert beteiligte sich im Sommer 1931 an einer Umfrage der Literaturzeitschrift „Der Bücherwurm“. Es ging um die Frage, welche Chance das lyrische Gedicht in einer Zeit hat, die immer stärker nach materiellen Werten strebte. Zuversichtlich glaubte der Dichter an das Weiterwirken der Lyrik:

So lange wir noch einen Baum ansehen können, ohne seinen Kubikgehalt zu berechnen; eine Blume, ohne ihren Marktpreis zu schätzen oder ihre Staubgefäße zu zählen; ein Kind, ohne nach seinen Zensuren zu fragen; einen Dichter, ohne von seinen Auflagen zu wissen; einen Altar, ohne nach seiner Konfession zu fragen: solange wissen wir vom Wert des Lebens, und solange ist uns das lyrische Gedicht dasselbe, was uns die Blüte eines Baumes, das Lächeln eines Kindes, die Torheit einer Blume ist (SW 10, 832/833).

Sein Standpunkt zu dieser Umfrage war Wiechert so wichtig, daß er den Gedanken, durch ein paar Worte verändert, nochmals aufgriff in der Vorbemerkung des Bändchens „Von den treuen Begleitern“ (1937). Hier bekannte er sich zu vier Gedichten von Matthias Claudius, Goethe, Hölderlin und Mörike. Sie haben ihn auf seinem Lebensweg begleitet und sind ihm zu einem inneren Gewinn geworden.

Wiechert verhielt sich sehr zurückhaltend, was die Preisgabe eigener Gedichte betraf. In der Ernst-Wiechert-Sammlung des Museums Stadt Königsberg in Duisburg gibt es mehr als 25 handschriftliche Jugendgedichte – das wohl älteste aus dem Jahre 1904 („Reise-Gefühl“). Es ist für die Forschung heute schwierig, einen verlässlichen Überblick zu gewinnen. Sofern der Zeitpunkt der Niederschrift fehlt, bleibt die Zuordnung immer fragwürdig. Aber gerade die Terminierung hilft dabei, etwas über den jeweiligen Seelenzustand des Autors auszusagen.

Es gibt einen Brief (10. Dezember 1947) des Dichters an Otto Röders, in dem es heißt: „Ich habe (...) geschrieben und viele Verse, und diese sind ein Zeichen dafür, daß ich mich wieder in einer Krise befinde.“²⁸ Hat Wiechert demnach seine Gedichte nur in Krisenzeiten verfaßt? Zeit seines Lebens war es ihm unangenehm, sich als Lyriker zu offenbaren. Deshalb ist auch zu seinen Lebzeiten keine Gedichtsammlung von ihm erschienen. Seit 1928 lassen sich einzelne gedruckte Gedichte nachweisen, die in der Tagespresse oder in Lyrik-Anthologien zu finden sind.

Vermutlich hat Wiechert noch selbst die Auswahl (34 Gedichte) für ein Bändchen „Die letzten Lieder“ getroffen, das 1951 im Verlag der Arche in Zürich erschienen ist.²⁹ Dem Text auf dem Buchumschlag bleibt zu entnehmen, der Dichter habe verfügt, die Ausgabe möge „an der ersten Weihnacht nach Erscheinen der Missa“ veröffentlicht werden. Ein Jahr später legte Desch in München die Sammlung „Meine Gedichte“ (1952) vor, die 49 lyrische Texte und Auszüge aus der „Totenmesse“ enthält. Im 10. Band der Wiechert-Gesamtausgabe (1957) werden 70 Gedichte nachgewiesen – manche mit nachträglich (von wem auch immer!) festgelegten Titeln. Das erschwert den Überblick beträchtlich. Wir können wohl davon ausgehen, daß sich die Anzahl der von Ernst Wiechert verfaßten und bisher gedruckten Gedichte bei 80 Titeln bewegt.

Der Leser gewinnt zunächst den Eindruck, als habe der Dichter seine Lyrik nur für sich selbst geschrieben. Von zeitbezogenen Strömungen völlig unbeeinflusst, gebunden an die Tradition, sind meist Strophen Gedichte (4 bis 6 Zeilen) entstanden, die sich volkstümlich geben und denen ein liedhafter Grundton eigen ist. Wiechert „dichtete“ allgemeinverständlich, er liebte keine Wendungen und Aussagen, deren Gedankentiefe sich nur schwer erschloß. Er fühlte sich dem Versmaß verpflichtet und konstruierte nichts. Einflüsse von literarischen Tagesmoden fehlen bei ihm völlig – man vermißt sie aber nicht!

Was der Dichter zu sagen hat, entspricht den Grundgedanken seiner Prosawerke. Immer wieder geht es um die gefährdete menschliche Existenz, das Ringen um Lebensfragen, die von der Geburt bis zum Tod stets neu zu stellen sind. Darüber dachte Wiechert nach. In dieses sich ewig wechselnde Dasein versenkte er sich und versuchte zu begreifen, wie es dem Menschen vorgegeben wird, in die Unendlichkeit eingebunden sinnvoll zu leben und sich zu verändern. Metaphern für wichtige Vorgänge kehren häufig wieder und bereichern die vom Dichter geschaffene Atmosphäre.

Wenn wir im folgenden versuchen, Wiecherts Lyrik gewissen thematischen Komplexen zuzuordnen, bleibt eine solche Entscheidung immer unvollkommen. Naturverbundenheit und Liebe zum Tier haben seit der Jugend des Dichters verantwortungsvolle Haltung gegenüber jeglicher Kreatur geprägt. In „Laß uns wieder deinen ewigen Quellen lauschen“, einem Gedicht von 1925, das als Leitgedanke der Erzählung „Heinrich der Städtegründer“ vorangestellt wurde, ist es die

Mutter Erde, die angefleht wird, ihre geschändetes Antlitz wieder dem Menschen zuzuwenden. Der Gärtner bedenkt im „Abendlied eines Gärtners“ sein Wirken in verflossenen Tagen und hat erfahren müssen, daß eine Hand mit Erde mehr ist als jegliches Menschenwort.

Will die Welt dir widerstreben,
beuge dich zur Ackerkrume:
nur bei ihr ist ewiges Leben,
und was du ihr still gegeben,
wächst zu deinem stillen Ruhme. (SW 10, 465)

Die „Wölfe im Käfig“, einem Schicksal ausgeliefert wie „Der Panther“ bei Rainer Maria Rilke (1875-1926), werden an ihren zukunftsleeren Blicken verzweifeln. „Die Drossel“ dagegen schenkt Erinnerungen an die Kinderzeit. Ihr Lied hat frühe Verse und Wandlungen dessen miterlebt, der nun am Abend seines Lebens dieses Vogels gedenkt als „kleine(r) Zeugin du der Ewigkeit“ (SW 10, 512).

Die Sehnsucht nach der Kindheit hat Wiechert immer erfüllt und deshalb formuliert er Gedanken daran auch in einzelnen Gedichten: „Herbst“, „Osterglocken“, „Im Traum“, „Wie die Kinder“. Wenn auch noch dieselben Sterne und der Mond wie zu den Kinderzeiten scheinen, gibt es keinen Ausweg, um der Vergänglichkeit auszuweichen. Das macht vor allem eine Jahreszeit wie der Herbst deutlich: „(...) nur was still sich fortgesponnen, / ist dir Ernte, Lohn und Glück“ (SW 10, 489).

Wenn im „Tagwerk“ aufgeschrieben wird, was am Morgen zu beginnen und am Abend zu beenden ist, dann hat Wiechert auf eindringliche Weise daran erinnert, wo die eigentlichen Werte unseres Lebens zu suchen sind. „Noch tönt mein Lied“ heißt es in einem anderen Gedicht – der Autor hat in seinem Leben getan, was ihm möglich war, nun ist er sich bewußt, daß er eines Tages „wie ein Stern“ (SW 10, 525) denen entfallen wird, die jetzt noch Halt und Schutz in seinen Händen finden.

Von den Erinnerungen an Kinderjahre und eigenes Werden spannt sich der Bogen zu Menschen, denen sich Wiechert verbunden fühlte: Vater, Mutter, Bruder, aber auch Meta, die trotz des frühen Todes „alles um Liebe“ gab. Die Mutter ist für den Dichter immer gegenwärtig geblieben („Die tote Mutter“, „Wolken, die wie Träume glänzen“, „Was die Mutter für dich spinnt“), ihre Stimme vermögen andere nicht zu übertönen, das Bild, wie sie am Herd sitzt und spinnt, können auch verronnene Jahre nicht auslöschen.

Magst du alles auch gewinnen,
was die Menschenhand gewann,
nichts bleibt übrig als das Linnen
das dir deine Mutter spann. (SW 10, 539)

An dieser Stelle soll nur kurz der Hinweis erfolgen, daß Wiechert in seinen Hörspielkantaten und in der „Missa sine nomine“ Wiegenlieder eingebettet hat, die deutlich zum Ausdruck bringen, welche beherrschende Rolle gerade der Mutter in einzelnen Werken zukommt.

Seinem Vater und dem im Zweiten Weltkrieg 1943 verstorbenen Bruder Walter widmete Wiechert das Gedicht „Die Vorausgegangenen“. Er fühlt sich nun allein und denkt an jene Lebenszeit, die sie gemeinsam verbringen durften. Es fällt dem Dichter schwer, darüber zu sprechen, denn

ihre Liebe zueinander vollzog sich meist wortlos. Noch stärker wird die Bindung in „Der Vater“ sichtbar. Der Vater ist es gewesen, der durch seine Verwurzelung in der Bibel dem Sohn stets Vorbild blieb, wenn der in Unfrieden mit seinem Gott lebte.

Und sitz ich zur Nacht auf der Schwelle,
und der Mond zieht seine goldene Bahn,
so fühl ich ihn neben mit sitzen,
wie er es früher getan.
Dann ist mir, als habe leise
der Herrgott mir zugnickt:
er könne nicht selber kommen
und habe den Vater geschickt. (SW 10, 490)

Wiechert hat manche der hier genannten Gedichte in den letzten Jahren vor seinem Tode geschrieben. Da ist die Rückschau besonders intensiv gewesen. Und da bezog er auch seine erste Frau Meta in das Gedenken mit ein: („Vers und Tränen“ – ursprünglich unter dem Titel „Willst du die Hände mehr noch füllen?“). Das Schuldgefühl an Metas Freitod wurde mit zunehmendem Alter des Dichters wohl immer größer, vielleicht auch deshalb, weil Lilje ihrem Mann nicht in die Schweiz gefolgt war.

Advent, Weihnachten und der Jahresausklang gehören zu den mehrfach wiederkehrenden Themen im lyrischen Schaffen Wiecherts. „Denen die guten Willens sind“ widmete er 1945 sein Gedicht, das am Heiligen Abend erstmalig in der Tagespresse (Hannover) erschien. Noch fehlte dem Weihnachtsfest vieles aus vertrauten Jahren, doch der Friede vereinte wieder Menschen, die gewillt waren, „nie mehr die Wege eines Wahns zu gehen“ (SW 10, 516). Diesem Gedicht haftet die schwere Nachkriegsstimmung an. „Auf eine Krippe“ oder „Advent“ werden gern in Weihnachts-Anthologien aufgenommen. Auf einem Gedicht wie „Deutsche Weihnacht“ lastet die Not des Trümmereiseins. Mütter frieren im Weihnachtswind, Gott ist nicht gegenwärtig, das Schweigen und der Tod müssen erst noch überwunden werden.

Da ist ein Volk, im Dunklen noch verloren
und ist ein Volk, das ist wie keins allein,
und sind doch Kinder ihm heut Nacht geboren,
und alle werden reinen Herzens sein. (SW 10, 472)

In den Gedichten, die „Vom erschütterten Leben“ berichten oder wie in „Der Zerstörte“ aufzeigen, wohin menschliche Verlorenheit führt, hat Wiechert manche Selbstzweifel und Selbst-erkenntnisse zum Anlaß genommen, um sie zu reflektieren. „Dem unbekanntem Gott“ – Vorspann zum Roman „Der Knecht Gottes Andreas Nyland“ (1926) – begegnet ein von Hass und Liebe durchdrungener Bettler (Nyland), der spürt, wie ER sich ihm versagt. Da ist noch nichts davon zu spüren: „Mir ist, als habe Gott mich leis gerufen / und still sein Licht in meine Hand gestellt“ (SW 10, 453). Der sich zeitlebens in Glaubenszweifeln verzehrende Wiechert hat in den ausklingenden Lebensjahren erfahren, daß ihm späte Verse zufließen, aus denen sein Einssein mit Gott zu erfahren ist. Zu diesen Gedichten zählen „Mutter Gottes“, „Bist du so groß“ und „Ich bin so still“, dessen letzte Strophe lautet:

Ich stehe wie ein Kind im ersten Regen,
und über mir steht Gott so riesengroß,
und hebt mich auf zu meinem letzten Segen,
und wirft mich in der Furchen dunklen Schoß. (SW 10, 520)

Die bewußte Isolierung nach der KZ-Haft und sein Zurückziehen aus dem Tagesgeschehen spielen in der Lyrik Wiecherts keine herausragende Rolle. 1940 entstand „Wer band die Fessel mir um meine Hände“ – das Wissen um schweigende Jahre, hinter denen sich ein Hoffnungsschimmer zeigt. Schmach und Kränkung lassen sich nicht vergessen, das bringt er in „Was durch dein Herz je gegangen“ zum Ausdruck. Der Dichter glaubt nicht an „die großen Zeitpropheten“ (SW 10, 537), von denen „Keiner hält die Sterne an“, wie er das Gedicht überschreibt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind drei Gedichte entstanden, die ihre Wurzeln in Wiecherts Anteilnahme am Tagesgeschehen haben. „Es geht ein Pflüger übers Land“ (Ursprünglicher Titel: „Am Abend zu beten“) beschloß auch die im November 1945 in München gehaltene Rede.³⁰ Der Dichter faßt seine Gedanken zu Krieg und Nachkrieg, über Tod und Leben zusammen und macht verständlich, daß es ohne Buße keine Zukunft gibt. Sein Mitgefühl gehört denen, die arm geworden sind und nun ein Bettlerkleid tragen. Es geht ihm um die Überwindung der Bitterkeit, was sich durch tatkräftiges Pflügen (Arbeiten) erreichen läßt. „Ein bißchen Brot und viel Erbarmen“ (SW 10, 463) möge Gott denen zugestehen, die sich um Vergebung bittend auf der Wegsuche befinden.

Im Kinderlied „Die Ausgewiesenen“ (1946), das oft gedruckt wurde und vielen Flüchtlingen vertraut ist, schildert Wiechert das bittere Elend derjenigen, die an die Türen klopfen und denen nicht aufgetan wird. Tod und Not sollen nicht mehr länger Vater und Mutter ersetzen, sondern die „liebste Maria“ (SW 10, 473) wird um Erbarmen und Hilfe angerufen. Tiefe Verzweiflung spricht aus dem Gedicht „Deutschland“. Wiechert notiert, was ihm in der Heimat, der er sein Möglichstes gab, angetan worden ist. Er kann dort nicht mehr im Hass atmen und möchte nur noch in der Liebe ruhn. „Du armes, liebes, dunkles Land“ (SW 10, 476) – der Dichter ahnt: Er wird es nach seinem Umzug in die Schweiz nicht wieder sehen.

Das zurückgezogene, fast einsame Leben auf dem Rütihof erwies sich als die rechte Stimmung für das Einkehrhalten und Rückschauen auf die eigene Existenz. Träume an Vergangenes, aber vor allem Geborgenheit klingen aus den Strophen, die Wiechert mehrfach dem neuen Domicil gewidmet hat: „Erste Nacht auf dem Rütihof“, „Abendlied auf dem Rütihof“, „Das stille Haus“,³¹ „Das letzte Haus“, „Zur Nacht“. Überzeugt, hier den Frieden zu finden, den er dankbar erbittet, bleibt ihm nur noch dieser Wunsch: „(...) ach, möchten alle mir vergeben, / wie allen ich vergeben will!“ (SW 10, 486).

Wiechert nannte ein Gedicht „Ausklang“. Er blieb sich bewußt, sein Leben nicht vergeudet zu haben, wenn auch manches versäumt wurde oder verloren ging, „was Gott mir anvertraut“ (SW 10, 519). So waren es wiederholt solche Themen, zu denen der Dichter seine Empfindungen in Verse kleidete. „Der Fährmann“ in seinem Boot am Ufer streckt ihm die Hand entgegen – „vielleicht ist sie Gottes Hand“ (SW 10, 507). Was vom Erdenweg bleiben wird, darüber lohnt es sich nachzudenken. „Im Alter“ überschrieb er solche Strophen, die mit den Zeilen enden: „Wir sind nur Weg und sind nicht Ziel, / und Sohn und Enkel bergen still, / was deiner Hand entglitten“ (SW 10, 471).

Manche Gedichte müssen ungenannt bleiben, weil die den Dichter bedrückenden Fragen wiederholt aufgeworfen werden. Es ist ein überschaubares Spektrum, das Wiechert in seiner Lyrik

abhandelt, vielleicht auch deshalb seine Scheu vor der Öffentlichkeit. Widmungsgedichte verfaßte er selten, gedruckt liegt vor „An Hermann Hesse“, der Dank an einen Schriftstellerkollegen, dem Wiechert immer in Zuneigung verbunden blieb. Nach runden Geburtstagen hat sich der Dichter bei seinen treuen Lesern jeweils in lyrischer Form bedankt: 1937 „Zum 50. Geburtstag“ und 1947 zum 60. mit den Strophen „Es rückt nun alles weit“. Der Fünfzigjährige zeigte sich dankbar für „Kranz und Krone“ (SW 10, 466), sah aber noch viele zu leistende Aufgaben vor sich:

Noch warten die großen Äcker,
wo Disteln und Herzeleid stehn;
Ihr Lieben, wir wollen nicht feiern,
wir wollen auf den Acker gehn. (SW 10, 466)

Zehn Jahre später, kurz vor seinem Weggang aus Deutschland, entrückten dem Dichter manche Dinge, das Herz wurde ihm unruhig, wenn er an die Verdienste dachte, die ihm seine Anhänger nachsagten.

Es war nicht viel mit meinem Leben,
denn Traum und Bücher zählen nicht,
und was ich hier und da gegeben,
es war ein kleines Armenlicht.
(...)
Kein Schwert, kein Purpur, keine Kerzen,
ein Mann, der nur sein Tagwerk trägt,
und hat doch still von Herz zu Herzen,
die ganze schwere Welt bewegt. (SW 10, 474)

Auch wenn der „Weltbeweger“ Ernst Wiechert mit seinem lyrischen Werk keine literarische Revolution ausgelöst hat, sind diese Gedichte in ihrer Schlichtheit und ergreifenden Ausdrucksweise für manche Leser eine Hilfe, wenn es für sie um die Verdrängung menschlichen Leids oder um das Nachdenken über den Sinn des Lebens geht. Welche Kraft dieser Lyrik innewohnt wird sichtbar, wenn wir die Übersetzungen ins Polnische von Erwin Kruk³² und die Nachdichtungen ins Russische von Sem Simkin³³ zur Hand nehmen. In Wiecherts ostpreußischer Heimat wachsen im 21. Jahrhundert Menschen heran, die sich die Ausstrahlungskraft eines deutschen Dichterwortes zu Eigen machen.

Der Zeitkritiker und Essayist

Seit dem Ende der 1920er Jahre, seiner Königsberger Zeit, hat sich Ernst Wiechert neben dem dichterischen Schaffen regelmäßig als Autor von Betrachtungen, Buchbesprechungen und Selbstzeugnissen zu Wort gemeldet. Dafür stand ihm zunächst die heimatische Tagespresse zur Verfügung. Als ihm noch die Popularität fehlte, wurde er nicht selten mit Ernst Wichert (1831–1902), dem Verfasser von historischen Romanen und der „Litauischen Geschichten“ verwechselt.

Manche frühen Beiträge unseres Dichters tragen deshalb die Kennzeichnung: „Von Ernst Wiechert (dem Lebendigen)“. Wiechert hat in seine essayistischen Arbeiten auch weltanschauliche und kulturpolitische Aspekte mit einbezogen. Selbst kleineren tierpsychologischen Aufsätzen widmete er sich; sicher gaben persönliche Erlebnisse den Anlaß für eine Niederschrift.

Eine weitere Möglichkeit, sich in der Öffentlichkeit zu artikulieren, boten dem Dichter Reden, wobei ihm vor allem an jungen Menschen als Zuhörer gelegen war. Neben der pädagogischen Tätigkeit und dem damit verbundenen Einfluß auf die Heranwachsenden nutzte er auch Weihnachtsansprachen und Abiturienten-Abschiedsreden, um seine Vorstellungen von einem erstrebenswerten menschlichen Dasein darzulegen. Er hielt das deshalb für dringend notwendig, weil nach dem verlorenen Krieg von 1914 bis 1918 die moralischen und ethischen Werte immer stärker ins Wanken gerieten. Seine Meinungen und Visionen trug er nicht nur als Pädagoge und Erzieher vor, sondern versetzte sich in die Rolle eines Seelsorgers. Ohne die Einbeziehung des Bibelwortes war keine Rede denkbar.

Das Engagement Wiecherts auf diesem Gebiet, bis hin zu den berühmten Münchener Reden von 1933 und 1935 und das Wirken in den Aufbruchjahren nach der Befreiung vom Nationalsozialismus wurden in einer Studie zusammengefaßt, die darüber erschöpfend Auskunft gibt.³⁴ Wenn Wiechert sich zu ideologischen Fragen geäußert hat und mit manchen Formulierungen im Dritten Reich verdeckt Widerstand leistete, so stets aus seiner Berufung als Dichter heraus, aber nicht, um als Politiker in das Tagesgeschehen einzugreifen. Das hätte dem Einzelgänger Wiechert überhaupt nicht gelegen.

Manche Wiechert-Rede hinterließ beim Zuhören die Wirkung eines Manifestes. Dessen war sich der Dichter viele Jahre bewußt. Er vertrat seine konservative Weltanschauung, beschrieb erkannte Mißstände, ohne genügend zu differenzieren. Deshalb löste seine Rede vom November 1945 in München bei der jüngeren Generation nicht mehr die erhoffte, bisher übliche Wirkung aus. Sie hatte schon in den letzten Kriegsmonaten immer wieder erleben müssen, daß sich allein mit emotionalen Empfindungen keine Erfolge auf politischen und sozialen Gebieten erzielen ließen. So wichtig Träume blieben: jetzt ging es um den Fortschritt der Menschheit. Da reichten die von Wiechert gesetzten Hoffnungszeichen einfach nicht mehr aus, um Verführung und Verderben in dem gespaltenen Deutschland zu überwinden.

Die Nachwirkungen gerade dieser Rede waren für Wiechert eine bittere Enttäuschung. Er fühlte sich bewogen, bei der geistigen Umerziehung ein deutliches Zeichen zu setzen und wurde mißverstanden. Bereits seine Denkschrift „Der reiche Mann und der arme Lazarus“ hatte im Spätsommer 1945 Freund und Feind gegen ihn in Bewegung gebracht. Liest man dieses Zeitdokument heute, ein reichliches Halbjahrhundert nach seiner Entstehung, ist man noch immer schockiert, mit welcher rhetorischen Schärfe Wiechert damals die amerikanische Besatzungsmacht attackierte.

Seine fast bösartigen Formulierungen über die Emigranten, die im Ausland ihr Domizil gefunden hatten, seine Auflistung von Verbrechen, die amerikanische Soldaten und französische Offiziere begingen, seine hier offen gelegte eigene Beteiligung an Denunziationen – das blieben beklemmende Fakten und machen verständlich, warum Ernst Wiechert bei manchem ins Zwielflicht geriet. Trotz begründeter Vorwürfe schoß der Dichter über das Ziel hinaus. Wenige Wochen nach dem Beinahe-Untergang eines Landes erhob er Forderungen und übte Kritik. Dieser Zeitpunkt erwies sich für einen, der auf der Verliererseite stand, als gänzlich unrealistisch. Daß die Besatzungsmacht Wiechert für seine Aussagen nicht offiziell zur Rechenschaft zog, beweist den hohen Grad der Anerkennung, den er als „Verfolger des Naziregimes“ besaß.

Die versöhnlichen Töne, die der Autor dann im März 1946 in seinem Aufsatz „Vom Wolf und vom Lamm“ anschnitt, halfen ihm wenig. Wiechert bereute manche Vorwürfe und mußte einräumen, ein zum Teil falsches Bild von der Mentalität der Amerikaner gezeichnet zu haben. Für ihn war eine Situation entstanden, die ihn nun zwang, „Abschied von der Zeit“ zu nehmen, wie er diesen Essay überschrieb. Er wollte nicht mehr als Angeklagter Hass auf sich laden, sondern in die Stille zurückkehren und sich fortan der Einmischungen enthalten. „Das heißt, daß wir vom Werk zum Werk zurückkehren sollen. Von der Zeit zum Abglanz der Ewigkeit. Vom Vergänglichen zum Bleibenden“ (SW 10, 674).

In „Grablegung oder Auferstehung“ (1946) krönte Wiechert seine seit einem Jahr vorgetragenen kritischen Äußerungen. Er sprach über die gemachten Fehler, äußerte sich zu den Auflösungsformen der Kultur bei Thomas und Heinrich Mann, übte Kritik an Erziehungsvorstellungen, wie sie Erich Kästner dargeboten hatte. Der Dichter erwartete endlich die Erziehung zum sittlichen Menschen, nachdem es in Deutschland „zwölf Jahre lang eine Erziehung zum unsittlichen Menschen und hundert Jahre lang eine Erziehung zum gehorsamen Menschen, zum Untertan“ (SW 10, 936) gegeben hatte. Wiechert zweifelte daran, ob die neue Zeit richtig angefangen worden sei. Sein Kulturpessimismus gipfelte darin: „Es ist nichts, was der Welt und der Menschheit ein neues Antlitz gibt“ (SW 10, 942). Diesen Essay zeichnet Trostlosigkeit aus, in die Wiechert verfiel, weil der Hass, mit dem man ihm begegnete, größer war als die Liebe.

Trotz der literarisch sichtbaren Erfolge Wiecherts in den drei Jahren bis zur Übersiedlung auf den Rütihof ist dies eine Zeit der Resignation für den Dichter geblieben. Damals sind sicher solche Essays wie „Die Tafeln des Grauens“, „Über den gegenwärtigen Stand der Folter“ oder „Der Anonyme“ entstanden, weil sie sich in das Umfeld der geistigen Bedrückung einbinden lassen. Die Erfahrungen der Lagerhaft 1938 haben Wiechert bis an sein Lebensende gequält. Er wurde die Bilder von geschundenen und gemarterten Häftlingen niemals los. Schweigen und Ächtung hatte er selbst schon hinnehmen müssen, als ihn die Königsberger Gesellschaft einst verstieß, aber jetzt blieb die Abrechnung über blutige Roheiten, die vom Mittelalter kommend im Dritten Reich Auferstehung feierten.

Es gibt einige frühe Essays von Wiechert, deren Inhalt und Aussagekraft noch immer Bestand hat. Wie ein weltanschauliches Selbstbekenntnis klingt seine Antwort auf eine Umfrage (1929) des „Eckart“, in der er „Vom nahen Gott“ berichtet und sein damaliges Bild entwickelte. Hier lesen wir den entscheidenden Satz: „Und vielleicht ist es das Ziel meines Schaffens, zu zeigen, wie man Gott gehorchen müsse“ (SW 10, 826). Ist Ernst Wiechert als ein christlicher Dichter zu bezeichnen, dürfen wir das, was er zum Ausdruck brachte, der christlichen Seelsorge zuordnen? Die inzwischen zu dieser Problematik erschienenen neueren Untersuchungen geben zuverlässige Antworten.³⁵

Es ist bewegend, wie treffend Wiechert 1929 das Bild des akademischen Durchschnittsbürgers wiedergegeben hat, der als „Der Mann ohne Gesicht“ überall aufkreuzen kann. Es ist schon beklemmend, solche Sätze zu lesen:

In der Politik ist er gemäßigt, ein fleißiger Kirchengänger, ein pünktlicher Steuerzahler, ein treusorgender Vater, ein hygienischer Liebhaber. Er wird befördert und trägt die Beförderungen mit gemessener Würde. (...) Neuerungen lehnt er ab, ihre Verfechter versucht er im Keime zu ersticken. Autorität und Disziplin sind ihm heilige Begriffe, Stützen seines Thrones. Wähler und Nager trifft die Strenge seiner Amtsgewalt und Empörung. Er glaubt, eine Entartung der

Jugend nicht leugnen zu können. Sie erfüllt ihn mit schwerer Sorge, und er empfindet für sie das Gefühl eines Igels für einen Terrier. (...) Aber auch er wird alt. Nicht wie ein Baum, ein Berg, ein Tier. Sondern wie eine Wand oder wie eine Maske. (SW 10, 569/570)

Seinen Lesern macht es Wiechert nicht immer leicht, weil er zu häufig den Symbolgehalt seiner Aussagen überfrachtet. Das zeigen auch manche seiner Betrachtungen sehr deutlich. Unbestritten aber bleibt deren Aussagewert. In „Hinter dem Horizont“ beschäftigte er sich mit Fehlern im Erziehungswesen und in „Laut und leise“ trug er erneut seine Aversionen gegen das Stadtleben vor. „500 Schüler singen die Matthäuspassion“ und „Über die Jugend“ sind für den Dichter sichtbare Beispiele gewesen, daß von jungen Menschen 1929 in der schweren Zeit der Weltwirtschaftskrise Initiativen ausgegangen sind, die außerhalb von Vergnügen und Leichtsinns lagen.

Unter den Buchbesprechungen Wiecherts befinden sich immer wieder Tierbücher. Über seinen Umgang mit Tieren in den masurischen Wäldern hat er in den Erinnerungsbänden berichtet und seine Prosawerke leben davon. Zum Haushalt der Familie Wiechert haben stets Hunde gehört! Dem Thema Tier widmete er Betrachtungen und wies vor allem darauf hin, welche Achtung auch diese Geschöpfe und Gefährten des Menschen verdienen („Tod der Tiere“, „Theater der Tiere“, „Weihnachtspredigt für Tiere“).

Und damit sind wir bei Wiecherts Lobpreis auf die ostpreußische Landschaft. Er hat ihr im Verlaufe seiner Schaffensjahre immer wieder neue Facetten abgewonnen und dies in Essays oder Geleitworten zum Ausdruck gebracht. In seiner Heimat stand ihm natürlich der Wald am nächsten, aber mit gleicher Hingabe berichtete er über „Die Nehrung“ oder das „Land an der Memel“. Wesentlich erschien ihm immer das Herausarbeiten der besonderen Vorzüge der östlichen Landschaft, deren unwiederholbarer Charakter Seele und Sehnsucht der dort Lebenden geprägt hat.

Wir können hier nicht alles auflisten, was Ernst Wiechert als Essayist dem Leser schenkte. Interessenten finden diese Texte im 10. Band der Ausgabe „Sämtliche Werke“ (1957). Da gibt es ferner Trostschriften des Dichters und Betrachtungen, in deren Mittelpunkt Gedanken zum Advent oder zum Weihnachtsfest stehen. Einige Texte hängen mit der Würdigung von Künstlern zusammen, die Wiechert nahe standen: Leo von König erhielt zum 70. Geburtstag (1941) einen Festschrift-Beitrag; die Tuschzeichnungen „Die Fischer“ von Willy Fries, für die sich der Dichter 1934 begeisterte, versah er mit einer einfühlsamen Einleitung. In Ehrerbietung vor den Müttern, die in mancher Prosaarbeit eine zentrale Rolle spielen, hat Wiechert zwei Kunstbändchen mit der Wiedergabe von Bildern alter und neuer Meister mit Geleitworten versehen: „Von Mutter und Kind“ (1937) und „Das Antlitz der Mutter“ (1949).

Daß sich ein Autor auch zur Entwicklung der Literatur äußert oder sein Verhältnis zu Schriftstellerkollegen darlegt, ist verständlich. Deshalb finden wir bei Wiechert mehrfach Aussagen zu solchen Fragen. Die meisten dieser Texte zeichnen sich durch ihren bekenntnisthaften Charakter aus, weil der Dichter nichts ausspart, sich zu persönlichen Dingen zu äußern. Solche Essays spiegeln ein Stück innere Entwicklung dessen wider, der sie schrieb: „Von der Bibel, dem Falken und Leonore“, „Dichterglaube“ oder „Brief an einen jungen Dichter“. Die Lebensregeln und Erfahrungen, die Wiechert hier vermittelt, wurzeln stets in seinem Christsein.

In zwei Reden hat er Wilhelm Raabe (1931) und Georg Britting (1933) gewürdigt, Gedenkartikel für Selma Lagerlöf (1940) und Ricarda Huch (1947) geschrieben und 1933 auf den russischen Dichter Iwan Schmeljow hingewiesen, der vertrieben im Exil leben mußte. Dessen Bücher waren für ihn „das größte und reinste Werk der russischen Dichtung unserer Tage“ (SW 10, 885).

Mit Goethe und dessen Welt fühlte sich Wiechert seit Jugendtagen verbunden. Er war das Vorbild, seine Bücher gehörten zu den lebendigen Zeugnissen des Geistes, die neben der Bibel immer in greifbarer Nähe sein mußten. 1937 verfaßte Wiechert für den Goethe-Kalender den Beitrag „Vom Trost der Welt“. In der Kirche von Stäfa sprach er im September 1947 über „Das zerstörte Menschengesicht“³⁶ und gedachte der 150. Wiederkehr des Tages, der Goethe für einige Zeit nach Zürich geführt hatte. Des Dichters Vortragsreise nach Kalifornien im Sommer 1949 hing mit der weltweiten Goethe-Ehrung (200. Geburtstag am 28. August) zusammen. So setzten ungewollt die Ausführungen Wiecherts „Zum Gedächtnis Goethes“³⁷ einen gewissen Schlußpunkt.

Der Dichter Ernst Wiechert war ein fleißiger Schriftsteller, auch als Essayist und Redner, der die Zuhörer mit seinen Aussagen beeindruckte. Zwei Generationen nahmen ihn als treuen Begleiter an. Ihm gehörte das Vertrauen vieler, die sich aus seinem Werk Rat und Zuspruch holten.

BEWAHRER DER EWIGEN DINGE

Wir haben uns mit dem Leben und Werk eines Autors vertraut gemacht, der aus der Stille der ostpreußischen Wälder kam, mit seinem Tätigsein mehrere Jahrzehnte „Herzen bewegte“ und dann in der Geborgenheit eines Holzhauses am Zürichsee Zuflucht fand, um dort seinen Abschied von der Zeit zu besiegeln. Vereinzelt ist die Frage gestellt worden: Hätte der Mensch und Dichter Ernst Wiechert das hohe Ansehen in der internationalen Kulturwelt gewonnen, wäre ihm Buchenwald erspart geblieben? Darauf wird es unterschiedliche Antworten geben, weil das Verhältnis aller Fragesteller zu Wiechert natürlich nicht einheitlich ausfällt.

Im Verlaufe seines Lebens ist Wiechert in seiner Haltung zum Christentum manchen Wandlungen unterworfen gewesen. Es ist versucht worden, einiges davon anschaulich zu machen. Wer mit dem Wald und der Bibel im Osten Deutschlands begann, vertrat eine andere Mentalität, als wenn er zum Beispiel im Rheinland geboren worden wäre. Der Dichter kam aus Masuren, was ihn dort Tag für Tag umgab, empfand er als das Paradies im ursprünglichen Sinne. Als er in die Städte Königsberg und Berlin verpflanzt wurde, setzte Wiecherts mitunter maßlose Zivilisationskritik ein. Er fühlte sich aus dem Paradies verstoßen und litt zeitlebens darunter. Unter dem Einfluß der lutherischen Theologie vertrat er streitbar seinen Glauben. Wir dürfen wohl davon sprechen, daß dabei das Bibelwort für den Dichter eine geheimnisvolle Macht besaß. Als gläubiger Christ empfing Wiechert seine Kraft nicht nur aus der Zugehörigkeit zu einer Kirche. Als Protestant stiftete er Glocken für eine katholische Kirche. Und diesen Standpunkt vertrat er ohne Einschränkung: „Daß ich niemals duldete, daß in meiner Gegenwart Spott mit einem Glauben getrieben wurde. Aber daß die Lehre des Buddha mir ebensoviel war wie des Mohammed oder die Mose oder Christi. Ebensoviel an Recht, an Wahrheit, an Offenbarung“ (SW 9, 390).

Ernst Wiechert gehörte einer Generation an, in der die Gottlosigkeit wuchs und der Atheismus zu einer immer größer werdenden Belastung wurde. Als Dichter hat er versucht, durch Zuspruch und Mahnung dem Einhalt zu gebieten. So ist es mit zu erklären, daß religiöse Fragen im Mittelpunkt seines gesamten Schaffens stehen. Ihm stand ausschließlich das Dichterwort zur Verfügung. Er trat nicht als Theologe auf. Wiechert wollte bei der Wandlung seiner Mitmenschen zum Guten behilflich sein, sie aber nicht bekehren.

Die vom Dichter vertretenen Positionen der Innerlichkeit waren in der deutschen Gegenwartsliteratur seiner Zeit ein bestimmendes Element. Ob das gut gewesen ist, darüber läßt sich streiten. Wenn jedoch ein Gesamtwerk wie das von Wiechert über Jahrzehnte Menschen beschäftigt, gelesen wird, zum Nachdenken anregt, dann muß schon Substanz vorhanden sein, die sich nicht allein mit dem Begriff der Innerlichkeit messen läßt.

Die Schlußsätze Walter Bauers im Nachwort von Band 10 der „Sämtlichen Werke“ Wiecherts lauten: „Sein Werk liegt hier gesammelt vor. Seine Freunde werden darin nun den ganzen Ernst Wiechert, den ganzen Freund und Begleiter finden. Die Zeit aber wird ihm seinen Rang in jener Versammlung lebender Geister zuweisen, die wir Literatur nennen“ (SW 10, 959).

Seit diesen Worten sind 45 Jahre vergangen, in denen sich Germanisten, Pfarrer, Bibliothekare und Literaturfreunde der Wiechertforschung verschrieben haben. Im Zeitraum von 1972 bis 1982 erarbeitete der Wiechert-Preisträger Pater Dr. Guido Reiner seine vierbändige Ernst-Wiechert-Bibliographie und schuf damit die Grundlagen für alles, was seitdem an weiterführenden Erkenntnissen gewonnen wurde. Ohne den Fleiß und die exakten Recherchen von Reiner läge heute im Wiechert-Umfeld noch immer manches im Dunkeln.

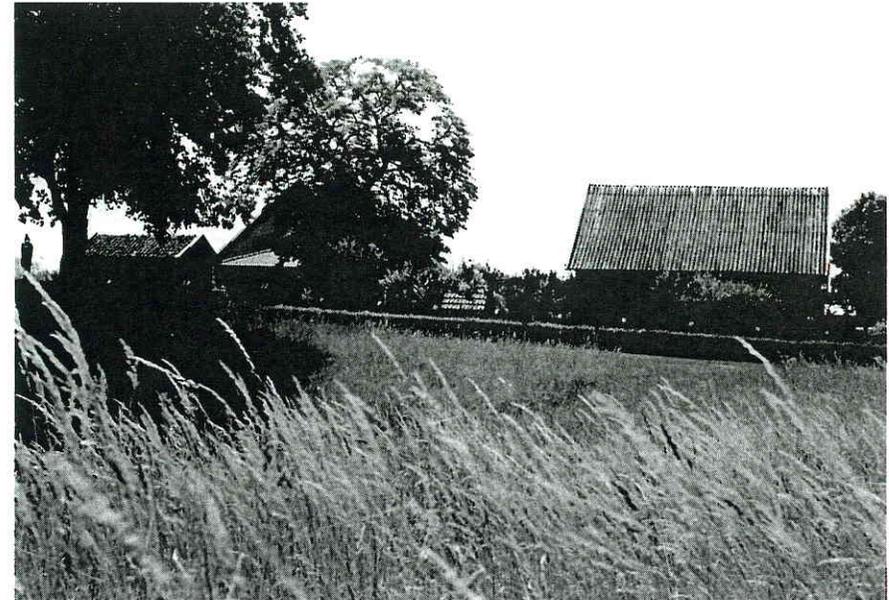
Inzwischen ist die Sekundärliteratur beträchtlich angewachsen, nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland bis hin nach Japan, überall dort, wo es Freunde der Dichtungen Wiecherts gibt. Viele seiner Werke liegen in fremden Sprachen vor. Seine Romane, Novellen, Märchen und Gedichte werden nun auch in die polnische und in die russische Sprache übersetzt. So strebt man zielgerichtet an, den nach Ostpreußen umgesiedelten Menschen und ihren Nachfahren ein Stück kulturelle Identität dieses Landes nahe zu bringen.

Mit ihren Tagungen und Veröffentlichungen trägt die Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft e.V. (IEWG) seit 1989 dazu bei, das Erbe des Dichters zu pflegen.³⁸ Daß es 1987 zum 100. Geburtstag von Wiechert überhaupt Ehrungen gab, die dann zur Gründung der IEWG führten, ist das bleibende Verdienst von Klaus Weigelt. Inzwischen gibt es sogar eine polnische Sektion der IEWG. Peitschendorf/Piecki entwickelte sich zu einem Zentrum der Wiechertpflege in Polen. Eine reichhaltige Gemeindebibliothek und Ausstellungen sorgen dafür, daß der Dichter und sein Werk immer im Gespräch bleiben. In dem nur wenige Kilometer entfernt gelegenen Forsthaus Kleinort läßt sich ein Wiechert-Gedenkraum besichtigen.

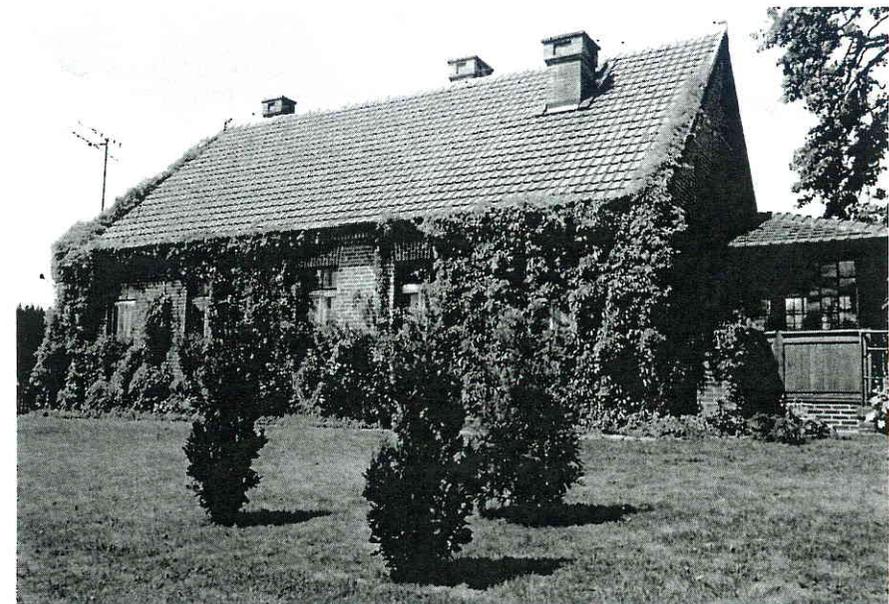
In Königsberg/Kaliningrad wirkt seit 1997 ein Freundeskreis, dessen kontinuierliche Entwicklung u. a. den Wiechert-Preisträgern Sem Simkin (Schriftsteller) und Lidia Natjagan (Germanistin und Dolmetscherin) am Herzen liegt.³⁹ Die veranstalteten Lesungen, Laientheateraufführungen und Ausstellungen gehören inzwischen zum Kulturleben der Stadt. Ein Gedenkstein (1995) vor dem Gebäude des ehemaligen Hufengymnasiums dokumentiert das Wirken Wiecherts an dieser Schule.

Horst Radeck hat es in Braunschweig mit unermüdlicher Einsatzfreude verstanden, seit 1988 einen Ernst-Wiechert-Freundeskreis aufzubauen, der Anerkennung in der kulturellen Vielfalt dieser Stadt genießt. Zu den Teilnehmern der jährlich etwa sechs Vortragsveranstaltungen gehören noch immer ostpreußische Menschen der Erlebnisgeneration, die sich inzwischen mit wahrer Hingabe einen Einblick in Wiecherts Gesamtwerk und seine Geisteswelt verschafft haben.

Das alles ist erfreulich und stimmt uns hoffnungsvoll in einer Zeit, der viele innere Werte verloren gingen, die erst allmählich wieder zurückgewonnen werden müssen. Das Dichterwort Ernst Wiecherts bleibt lebendig. Seine Bücher erreichen die Leser noch immer, wenn auch die Breitenwirkung früherer Jahrzehnte fehlt. Wiecherts Befürworter und Kritiker werden weiterhin unterschiedliche Standpunkte in Literaturdiskussionen und neuen Veröffentlichungen einneh-



Geburtshaus Ernst Wiecherts in Kleinort 2002



men. Es bleibt zu wünschen, daß dabei Klischees aus verflossenen Tagen, die von der aktuellen Forschung widerlegt worden sind, nicht mehr aufgewärmt werden.

Wenn wir es so halten wie der Student Jons Ehrenreich Jeromin, dann empfinden wir auch künftig die Dichtungen, Reden und Essays von Ernst Wiechert als einen bleibenden Gewinn.

In der Mittagszeit saß Jons für anderthalb Stunden auf dem alten Sofa. (...) Es war die einzige Zeit des Tages oder der Nacht, in der er nicht an sein Studium dachte. In der er Verse las oder die Lebensweisheit der Alten oder was andere Völker über den Weg der Menschheit gedacht hatten oder dachten. Es war die „zwecklose“ Stunde, wie er sie nannte, oder die „verbotene“, aber aus ihr gewann sich für ihn der tiefste Trost des Tages und der Nacht, die Ablösung von den Zwecken, die Erkenntnis der Macht des wahren Geistes, die immer zugleich eine Macht des Herzens war, und das leise Erschauern vor dem Zauber der Schönheit, die nicht an eine Menschenform gebunden war, nicht einmal an die Sprache allein, weil die Sprache nur eines der Mittel war, der vielen, mit denen das Tor der Wunder sich öffnen ließ.

Ernst Wiechert, Die Jeromin-Kinder (SW 5, 555).

Anmerkungen

- 1 Albrecht Goes, Ruf und Echo. Aufzeichnungen 1951-1955. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1956. S. 11.
- 2 Briefabschrift im Besitz des Verfassers.
- 3 Pedro H. Heller, Der Lehrer und der Dichter. Eine Erinnerung. (S. 199-205); K. W. Kapp, Wiechert als Erzieher. (S. 48-59). In: Ernst Wiechert. Der Mensch und sein Werk. Eine Anthologie. München: Verlag Kurt Desch, 1951. – Gerhard Kamin, ... wenn man das Einfachste versucht. In: Große Ost- und Westpreußen. Hrsg. von Walter Schlusnus. München: Aufstieg-Verlag, 1959. S. 200-202.
- 4 Briefabschrift im Besitz des Verfassers.
- 5 Briefabschrift im Besitz des Verfassers.
- 6 Für die Zeit in Königsberg vgl. die sorgfältig recherchierte Arbeit von Alfred Knuth, Ernst Wiechert in Königsberg/Preußen. Ein Versuch. Privatdruck. Berlin, 1995. 60 S. mit Abb.
- 7 Briefautograph im Besitz des Verfassers.
- 8 Briefautograph im Besitz des Verfassers.
- 9 Diether Cord Voigt von Velthaim (d. i. Dieter Voth), Der große Hahn von Herrenwies. In: Die Pirsch 11/1995 vom 19. Mai.
- 10 Franz H. Schrage, Weimar, Buchenwald. Spuren nationalsozialistischer Vernichtungsgewalt in Werken von Ernst Wiechert, Eugen Kogon, Jorge Semprun. 1. Aufl. Düsseldorf: Grupello-Verlag, 1999.
- 11 Ernst Wiechert, Häftling 7188. Tagebuchnotizen und Briefe. Hrsg. von Gerhard Kamin. München: Verlag Kurt Desch, 1966.
- 12 Ebenda, S. 44.
- 13 Joseph Goebbels, Tagebücher 1924-1945. Hrsg. von Ralf Georg Reuth. Erw. Sonderausgabe. Band 3. 1935-1939. München: Piper, 1999. S. 1263.
- 14 Briefkartenauftrag vom 21. Mai 1944 an Otto Röders im Besitz des Verfassers.
- 15 Briefautograph im Besitz des Verfassers.
- 16 Blanche Gaudenz, Ernst Wiechert in der Schweiz 1948-1950. Erinnerungen nach 40 Jahren. Prabella, Uerikon am Zürichsee, 1989. (5. Aufl. 1999.) 47 S.
- 17 Briefe von Ernst Wiechert an Blanche Gaudenz. Eine Auswahl. Prabella, Uerikon am Zürichsee, 2000. 48 S.
- 18 Ebenda, S. 40/41.
- 19 Briefabschrift im Besitz des Verfassers.
- 20 In: Die Literatur 29 (1926/27), Heft 9, S. 511/512.
- 21 Hans Franck in: Die Neue Literatur 33 (1932), Heft 1, S. 30.
- 22 Börries Frhr. von Münchhausen in: Der Hochwart 2 (1932), Heft 9, S. 122.
- 23 Vgl. dazu: Jürgen Fangmeier, Juden bei Ernst Wiechert. In: Von bleibenden Dingen. Hrsg. von Bärbel Beutner und Hans-Martin Pleßke. Frankfurt/Main: R. G. Fischer Verlag, 2002. S. 133-147.
- 24 Vgl. dazu: Anneliese Merkel, Aus den Wäldern der Träume ausgestoßen. Eine fiktive Begegnung mit Ernst Wiechert im Eulenwinkel. In: Von bleibenden Dingen. S. 199 – 223.

- 25 Das auf den Seiten 951 – 959 enthaltene Nachwort ist unterzeichnet: Der Verlag. Es stammt jedoch aus der Feder von Walter Bauer und mutet wie der nachträgliche Dank des ehemaligen Freundes an seinen späteren Schwiegervater an!
- 26 Vgl. dazu: Bärbel Beutner, Die Märchen Ernst Wiecherts. In: Von bleibenden Dingen. S. 87 – 113. – Hans Helmut Jansen, Der Tod in Ernst Wiecherts Märchen, illustriert von Hans Meid. In: L'Art macabre. Jahrbuch der Europäischen Totentanz-Vereinigung, Düsseldorf 3 (2002), S. 101 – 116.
- 27 Vgl. dazu: Leonore Krenzlin, Zwischen allen Stühlen. Ernst Wiechert in der politischen Öffentlichkeit 1933–1947. In: Von bleibenden Dingen. S. 29 – 31.
- 28 Briefautograph im Besitz des Verfassers.
- 29 Vgl. dazu: Guido Reiner, „Die letzten Lieder“. In: IEWG. Mitteilungen 2/1991, S. 7 – 12.
- 30 Vgl. dazu: Gerda Hübert, Ernst Wiecherts Gedicht „Es geht ein Pflüger übers Land“. Interpretation. In: Zuspruch und Tröstung. Hrsg. von Hans-Martin Pleßke und Klaus Weigelt. Frankfurt/Main: R. G. Fischer Verlag, 1999. S. 189 – 220.
- 31 Das Gedicht besteht aus acht Strophen (vgl. Die letzten Lieder, S. 36/37). Auf Seite 506 von Band 10 der Ausgabe „Sämtliche Werke“ wurden davon nur die ersten vier abgedruckt!
- 32 Ernst Wiechert, Wiersze. Olsztyn, 1997.
- 33 Ernst Wiechert, Noch tönt mein Lied. Zusammenstellung und Nachdichtung von Sem Simkin. (In dt. und russ. Sprache.) Kaliningrad, 1999.
- 34 Vgl. dazu: Klaus Weigelt, Ernst Wiecherts Reden an die Jugend. In: Von bleibenden Dingen. S. 59–86. – Die umstrittene Rede vom 11. November 1945 hat nach Weigelt z. B. Roman Herzog und Ralph Giordano „für ihr Leben beeinflusst“ (S. 73).
- 35 Jürgen Fangmeier, Ernst Wiechert – ein christlicher Dichter? In: Ernst Wiechert heute. Hrsg. von Guido Reiner und Klaus Weigelt. Frankfurt/Main: R. G. Fischer Verlag, 1993. S. 115 – 139. – Fangmeier, Ernst Wiechert als Seelsorger. In: Zuspruch und Tröstung. S. 63 – 90.
- 36 Ernst Wiechert, Das zerstörte Menschengesicht. Olten, 1948. (Vereinigung Oltner Bücherfreunde. 37.)
- 37 Erstveröffentlichung in: Manfred Franke, Jenseits der Wälder. Der Schriftsteller Ernst Wiechert als politischer Redner und Autor. Köln: SH-Verlag, 2003. S. 212–220
- 38 Vgl. dazu: Klaus Weigelt, Zehn Jahre Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft. In: Zuspruch und Tröstung. S. 11 – 30.
- 39 Vgl. dazu: Lidia Natjagan und Sem Simkin, Ernst-Wiechert-Pflege heute in Kaliningrad/Königsberg. In: Zuspruch und Tröstung. S. 233 – 242.

Literaturhinweise

Es bleibt noch viel zu tun, um die Literatur von und über Ernst Wiechert in großer Breite bibliographisch zu erschließen. Das wird angestrebt, und der 125. Geburtstag des Dichters im Jahre 2012 wäre für eine solche Gesamtbibliographie ein möglicher Termin. Wir wollen im Folgenden aus Platzgründen keine einzelnen Titel nennen. Lediglich auf zwei bibliographische Arbeiten sei hingewiesen, weil der Literaturfreund in ihnen eine Fülle weiterführender Angaben findet. Ferner werden noch Veröffentlichungen der IEWG genannt. Für Interessenten besteht so die Möglichkeit, Einblick in Forschungs- und Arbeitsergebnisse der Gesellschaft in jüngster Zeit zu nehmen.

Guido Reiner, Ernst-Wiechert-Bibliographie. In vier Teilen. Privatdruck.

1. Ernst-Wiechert-Bibliographie 1916–1971. Werke, Übersetzungen, Monographien und Dissertationen mit kritisch-analytischen Kurzbesprechungen. 1972. 79 S.
2. Ernst Wiechert im Dritten Reich. Eine Dokumentation. Mit einem Verzeichnis der Ernst-Wiechert-Manuskripte im Haus Königsberg. 1974. 210 S.
3. Ernst Wiechert im Urteil seiner Zeit. Literaturkritische Pressestimmen (1922–1975). Mit Nachtrag und Berichtigungen zur Ernst-Wiechert-Bibliographie 1. Teil. 1976. 256 Seiten.
4. Ernst Wiechert im Wandel der Zeiten. Literaturkritische Beiträge (1920–1980). 1982. 291 S.

Zu beziehen vom Verfasser: 1, place Notre-Dame, F-77000 Melun

Bibliographie zur Literatur Ost- und Westpreußens mit Danzig 1945–1988. Bearb. von Maximilian Rankl. Band 2. Bonn: Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen, 1990. (S. 891 – 944 werden die auf Wiechert bezogenen Titel verzeichnet.)

Schriften der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft. Frankfurt/Main: R. G. Fischer Verlag.

- | | |
|---------|--|
| Band 1. | Ernst Wiechert heute. Hrsg. von Guido Reiner und Klaus Weigelt. 1993. 211 S. mit Abb. (Vergriffen) |
| Band 2. | Zuspruch und Tröstung. Beiträge über Ernst Wiechert und sein Werk. Zum zehnjährigen Bestehen der IEWG. Hrsg. von Hans-Martin Pleßke und Klaus Weigelt. 1999. 255 S. mit Abb. |
| Band 3. | Von bleibenden Dingen. Über Ernst Wiechert und sein Werk. Hrsg. von Bärbel Beutner und Hans-Martin Pleßke. 2002. 235 S. |

Band 2 und 3 der Schriften sind über den Buchhandel zu beziehen.

„Nur wer die Herzen bewegt, bewegt die Welt“. Wiechertgedenken 2000. Grußworte, Reden, Lesungen, Öffentlichkeitsarbeit, Sonderpostwertzeichen. Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft. Jahresgabe 2001. Hrsg. von Hans-Martin Pleßke und Klaus Weigelt. Sankt Augustin: IEWG, 2000. 77 S. mit Abb.

Internationale Ernst-Wiechert-Gesellschaft. Mitteilungen.

1/1990 (Noch unter dem Titel: Rundbrief), 2/1991, 3/1992, 4/1993, 5/1994, 6/1995/96, 7/1997, 8/1998, 9/2001.

Die Jahresgabe 2001 („Nur wer die Herzen bewegt“) und die Mitteilungen sind zu beziehen: IEWG. Schatzmeister Günther Ernst. Kiefernweg 41, D-46539 Dinslaken-Hiesfeld.

Bildnachweis

Die Aufnahmen stellten zur Verfügung:

Heidemarie Hagen (2),
Werner Kotte (4),
Hans-Martin Pleßke (2),
Horst Radeck (1),
Ingeborg Thal (1).